

HELMUT THIELICKE

DAS
SCHWEIGEN
GOTTES

Ein Stundenbuch



Fragen von heute
an das
Evangelium

FURCHE

EIN STUNDENBUCH

HELMUT THIELICKE

DAS SCHWEIGEN GOTTES

Fragen von heute an das Evangelium

FURCHE-VERLAG HAMBURG

STUNDENBUCH 8

1.-15. Tausend November 1962
16.-25. Tausend Dezember 1963

Alle Rechte vorbehalten
FURCHE-VERLAG H. Rennebach KG, Hamburg 1962
Umschlag: Martin Andersch, Hamburg
Gesamtherstellung: Hanseatische Druckanstalt GmbH, Hamburg
Printed in Germany

VORWORT

»Man stößt durch die Welt hin auf viele Christen, die damit zufrieden sind, sich über ihren Glaubensbesitz Illusionen zu machen, die sich der Gnade Gottes sicher dünken und die der Religion jene Art von Selbstzufriedenheit zuschreiben, die sie mit allen Beschränkten, gläubigen und ungläubigen, gemein haben.« Dieses harte Wort von Georges Bernanos ist manchem innerhalb und außerhalb des engeren kirchlichen Bereichs aus der Seele gesprochen.

Unzählige Menschen unserer Tage vermögen, von der Undurchsichtigkeit ihrer Situation bedrückt, die Sinnfrage ihres Lebens nicht mehr zu beantworten. Zögernd und verwundbar, aber in dem Wissen, daß es um radikale Lebensentscheidungen, um Sein oder Nichtsein geht, fragen sie nach der Antwort der Christen. Und es ist immer mehr als eine bloß intellektuelle Enttäuschung, wenn sie merken, daß der Stachel ihrer Frage an glatten Vokabeln abgleitet, daß sich der christliche Gesprächspartner oft gar nicht die Mühe macht, die Radikalität der Fragestellung auszuhalten, sondern in beschränkter Eitelkeit viel zu rasch mit viel zu siche-

ren Antworten bei der Hand ist, Antworten, die weder Gott noch den Menschen richtig ernst nehmen.

Jeder Christ aber, der Gott und den Menschen richtig ernst nimmt, weiß, wie wenig er, gerade indem er aus Gott und vor Gott zu leben versucht, über seinen Glauben verfügen kann. Der Glaube kann ja in nichts mit einer Evidenz verglichen werden, als deren gewöhnlichster Typ das »Zwei mal zwei ist vier« gilt. Er ist so persönlich wie die Liebe und muß so gewagt werden wie sie. Er kann beglückende Antwort finden. Er kann aber auch auf das Schweigen Gottes stoßen.

Es wäre unwahrhaftig, zu verschweigen, daß gerade das Schweigen Gottes die größte Belastungsprobe unseres Glaubens darstellt. Aber daß es das Schweigen *Gottes* ist, den wir überhaupt nur nennen können, weil er das Wort an uns gerichtet hat, gibt auch den Zeiten und Ereignissen unseres Lebens, in denen auf dringlichstes Fragen und Bitten keine Antwort zu kommen scheint, eine nicht aus den Ereignissen selbst zu erklärende Bedeutung und Transparenz. Das Schweigen Gottes will offenbar mit anderen Maßstäben gemessen sein als das Schweigen der Menschen; und — so betont Helmut Thielicke auf den Seiten dieses Buches — »hinter der Stummheit Gottes werden höhere Gedanken gedacht, wird Stein um Stein in Gottes Weltplan und unseren Lebensplan gefügt, auch wenn *wir* nur ein wirres und sinnloses Durcheinander von Steinen und Schicksalsbrocken sehen. Und man

darf Gott inmitten seines Schweigens getrost beim Wort nehmen«.

Das Lebenswerk Helmut Thielickes ist dadurch gekennzeichnet, daß er sich der radikal Fragenden von draußen und von drinnen immer mit besonderer Liebe angenommen hat. Es ist nicht nur die erfrischend anschauliche Rede, die ihm seit Jahrzehnten die Dankbarkeit unzähliger Hörer und Leser gewann. Stärker und hilfreicher noch erwies sich seine unschätzbare Gabe, in Grenzsituationen das richtige Wort zu finden, — in Grenzsituationen der Zeitgeschichte und des ganz persönlichen Erlebens. Unvergessen sind seine Predigten und Vorträge inmitten der katastrophalen Erschütterungen der Kriegs- und Nachkriegszeit, unvergessen seine Briefe an Freunde im Felde, an Kriegsgefangene, Glaubende und Nichtglaubende. Sein zupackendes Wort erreichte vor allem die Menschen, über denen die Wogen von Sinnlosigkeit, Schuld und Angst, Leid und Tod zusammenschlugen.

Krisenzeiten und Katastrophenstunden sind nicht an den Kalender vergangener Jahre gebunden. Wenn die Gedankengänge dieses Stundenbuches vieles wieder aufnehmen, was bereits in früheren, vergriffenen Veröffentlichungen zur Verfügung stand, so geschieht das gerade nicht deswegen, weil den Ausführungen Helmut Thielickes etwa eine so abgezogene Zeitlosigkeit eignete, daß sie immer irgendwie und darum nie konkret zuträfen, sondern weil seine Betrachtungen, aus ganz konkreten Anlässen erwachsen, sich verblüffend

aktuell als exemplarisch treffende Anrede in der Wirklichkeit erweisen, die es heute zu bestehen gilt, im persönlichen Leben wie im Horizont übergreifender Entscheidungen.

Der Glaube verschließt die Türen zur Wirklichkeit nicht. Er öffnet sie.

Gerd Heinz-Mohr

GLAUBE UND ZWEIFEL

Der Glaube glaubt nicht nur »an« Gott, sondern er glaubt auch »gegen« etwas: Er glaubt gegen den Augenschein, der die Existenz Gottes oft so unwahrscheinlich macht, er glaubt gegen die Angst, gegen die Sorge, gegen die Schuld und gegen den Tod. Wir wollen nur *einen* dieser Zweifel herausgreifen, gegen den der Glaube glaubt: den Zweifel daran, daß Gott gerecht ist und daß also höhere und sinnvolle Gedanken über unserem Leben gedacht werden. Für diese Frage ist die Gestalt des Hiob ein klassisches Modell.

Der Versucher schlug Hiob mit vielen Plagen: Er nahm seine Güter, seine Knechte, seine Kinder. Er stürzte ihn von der Höhe eines befriedigten und frommen Lebens (ach, wie leicht ist da fromm sein!) in den Schrecken entblößter und hungriger Armut. »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt« (Hiob 1, 21). Ja: mit letzter Kraft errafft Hiob noch den Sinn des Geschehens, reißt er das Wort Gottes an sich, das ihn aus diesem Unglück anblickt, und klammert sich an seinen Trost:

»Der Gott redet hier, der geben und nehmen kann. Wie hätte ich dies Geben und Nehmen Gottes aber je begreifen und ernstnehmen können, wenn er nicht auch genommen hätte, wenn ich nicht bitter von ihm geschlagen worden wäre — ? Er wäre dann ein frommer Schmuck meines Lebens geblieben, und sein Dienst wäre wohl ein erhebender Kultus in meinem reichen Hause gewesen; aber eben ein »Schmuck«, der Gott in der »Sonntagsecke«. Gewiß: ich hätte redlich gelebt, meinen Nächsten und meine Freunde liebgehabt, ich hätte tapfer gearbeitet und mich gut mit ihm gestellt. Aber bei alledem wäre er doch nicht der wirkliche Herr meines Lebens gewesen: Er wäre nicht jener unheimlich reale Herr gewesen, der unerforschlich geben und nehmen kann und dessen Ratschluß zu hoch ist, als daß man ihn verstehen könnte (Hiob 42, 3). Er wäre auf keinen Fall jener Herr für mich gewesen, dem ich in allem und unter allen Umständen recht gegeben hätte: Nein: Er wäre ein Herr für mich gewesen und geblieben, mit dem ich von Herzen gestritten, gehadert und gerechtet hätte (42, 4).«

Das alles ahnt Hiob noch, als Gott ihm sein Liebstes und seine Lieben nimmt. Und er hält diesen frommen Gedanken auch dann noch fest, noch einen Augenblick lang fest (auch wenn der Zweifel schon dumpf in ihm tönt), als der Versucher wiederum kommt und nicht nur Güter und Kinder nimmt, sondern ans Leben selber geht und Gebein und Fleisch antastet (2, 5), als er an den Augapfel des Lebens rührt (2, 4) und ihn

mit Schwären schlägt von der Fußsohle bis an den Scheitel (2, 7).

So sitzt er in der Asche seiner verbrannten Güter und schabt sich die wehe, entstellte Haut und klammert sich noch einmal an die Stimme, die in all dem tönt: Auch das Böse, das Schreckliche müssen wir aus seinen Händen nehmen, so wie wir das Gute ja auch von ihm geschenkt bekommen (2, 10). Oder sollte es etwa keine Güte sein, wenn ein schmerzliches Schicksal uns lehrt, daß alles, alles von Gottes Händen und Herzen zu uns herniederkommt, Liebes und Leides?

Aber dann starrt ihn die nackte Sinnlosigkeit an, dann sieht er nur Asche und Schwären, klagende Freunde, fühlt er nur noch brennenden Schmerz. Und im Hintergrund steht der Versucher und mißt mit der Sanduhr, gespannt, wann die Grenze des Möglichen, des Menschenmöglichen im Leiden überschritten sein wird: Die Sanduhr läuft; aber zunächst will Hiob noch reifer werden in seiner Erkenntnis Gottes; er meint zu spüren, was Gott ihm durch all den zugefügten Schmerz sagen will. Doch der Versucher lächelt überlegen. Er wird das Spiel gewinnen. Er ist sich klar, daß zweierlei für ihn arbeiten wird: die Zeit und der Schmerz.

Er weiß: Reifer werden wollen durch das Leid, das kann doch nur heißen, daß man sich das Leid »zur Lehre« dienen lassen will; so wie Hiob sich durch den Verlust seiner Güter darüber »belehren« läßt, daß sie ihm nicht gehören, sondern Gott, und daß Gott sie ihm nehmen kann und daß Gott sich folglich als Herr

über Leben und Tod und Güter zeigen will, wenn er so schmerzvoll in unser Leben fährt.

Der Versucher lächelt über diese fromme Regung. »Ja — denkt er — wir wollen den Augenblick abwarten, wo das Leid den guten Hiob genügend in diesem Sinne »belehrt« hat. Das kann doch nicht lange dauern. Die frommen Weisheiten, die ihm im Unglück erwachsen und die man später einmal fett drucken wird — nun, die werden verstummen, wenn das Leiden weitergeht.«

Jawohl: »Wenn das Leiden weitergeht.« Der Versucher ist ein guter Psychologe, er rechnet so: Hiob meint, wenn er genügend aus seinem Leiden gelernt hätte (zum Beispiel, daß Gott gibt und nimmt und daß er der Herr ist), dann müßte das Leiden wieder aufhören, weil es ja seinen Sinn erfüllt hätte. Denn wenn es einfach weiterginge, dann könnte er doch gar nichts mehr dazulernen, dann hätte es eben keinen »Sinn« mehr.

Und also läßt der Versucher, wenn er einen ernstlichen Angriff vorhat, das Leiden weitergehen — über die Spanne dessen hinaus, was der Mensch für sinnvoll hält. Wenn er meint, nun müsse es aufhören, nun habe er genügend gelernt, dann hört es gerade nicht auf, dann geht es sinnlos weiter. Die Zeit ist der unheimlichste Diener dieses Fürsten der Nacht. Sie macht uns mürbe. Nicht deshalb zunächst, weil sie so lang ist, sondern weil sie so sinnlos ist, weil das immer weiter dauernde Leid zu einer fratzenhaft höhnischen

Frage wird: »Was sagst du nun?« — »Wo ist nun dein Gott« (Ps. 42, 4)? — »Meinst du noch immer, daß dir dies Leiden von Gott geschickt sei? Worin sollte denn sein Sinn noch bestehen? Wie könnte es denn jetzt noch, nach all den Monaten, nach all den Jahren ›zum Besten dienen‹« (Röm. 8, 28)? »Hältst du wirklich noch fest an deiner Frömmigkeit — noch immer . . . wie lange noch?« — »Ja, sage Gott ab und stirb (Hiob 2, 9)!«

Das ist das entscheidende Mittel des dunklen Versuchers: die Zeit. Die Zeit wird die Predigerin der Sinnlosigkeit. Sinnlosigkeit aber ist der stärkste Einwurf wider Gott. Denn wir und unsere Vernunft (die Vernunft nämlich als die Kündlerin des Sinns) machen uns von Natur zum Herrn und Richter Gottes. Wir sehen — kraft der Zeit — keinen Sinn mehr, erst recht keine höheren Gedanken. Darum: »Sage Gott ab und stirb!«

Die Mittel des Versuchers sind plump und listig zugleich. Er tut im Grunde nichts anderes, als daß er die natürliche Stellung des Menschen zu Gott in Rechnung stellt und sie zur äußersten Konsequenz vortreibt. Er macht einfach mit dem Menschsein des Menschen ernst: Der Mensch will von Natur Herr und Richter Gottes sein. Seine höheren Gedanken müssen immer dem entsprechen, ja müssen sich dem fügen, was der Mensch sich für Gedanken macht und für sinnvoll hält. Da tut der Versucher nichts anderes, als was wir bei Hiob sahen: Er führt den Menschen mit Hilfe der Zeit,

mit Hilfe der langen Dauer seines Leidens an einen Punkt, wo er das Leiden nicht mehr als sinnvoll und reifend und fördernd erkennen kann. Und das ist dann mit teuflischer Notwendigkeit auch der Punkt, wo sein Gottesglaube absurd wird, wo er Gott abschwört.

Und sein anderes Mittel ist der Schmerz. Das weiß jeder von sich selber. Das Leiden ist nur solange erziehllich, wie wir bei klarem Verstande sind und uns Gedanken machen können, nur so lange, wie es uns »zur Besinnung« dient. Aber diese »Besinnung« hört sofort auf, wenn der rein körperliche Schmerz eine bestimmte Grenze überschreitet, die Grenze, hinter der wir ganz ausgefüllt von ihm sind: entweder so, daß wir krampfhaft die Zähne aufeinanderpressen oder laut schreien, oder auch so, daß wir — geschüttelt von Angst und Entsetzen — im Tal einer sekundenlangen Schmerzlosigkeit auf die nahende Welle eines neuen ungeheuren Schmerzes warten. Und jedes Unglück und jeder Kampf, im Weltmaßstab oder daheim im Bereich der politischen oder bürgerlichen Existenzfragen, in Kranken- und Irrenhäusern ist ein solcher Schmerz, der uns immer wieder an jene Grenze heranzführt, wo wir »ausgefüllt« sind und wo die Frage als Frage verklingt. Wie sollten wir da noch erbauliche Gedanken über Sinn und Unsinn, über Reiferwerden und Wachsen am Schmerz haben können?

Ja: das ist die andere These des Versuchers: Es gibt einen Grad des Leidens, wo man nicht mehr reifer

wird an ihm. Und dieser Schmerz ist der andere Pfeil im Köcher des Feindes: der Schmerz, der einfach durch seine Stärke sinnlos ist. (Welcher unheilbar und schrecklich Kranke und welcher im Trommelfeuer des Kummers zermürbte, selbst fürs Fluchen zu schwache Mensch wüßte davon kein Lied zu singen!)

Und darum setzt auch der Mensch, der Gott mit seinem Sinn glauben, und das heißt doch nun: mit diesem Glauben an sich selber, halten möchte, diesen seinen Gott ab, sobald er nichts anderes mehr ist als ein solcher Haufen in sich gekrümmten Wehs . . .

So sind wir Zweifler von Anbeginn: Wir zweifeln an Gott in dem gleichen Maße, wie wir an uns selbst glauben; und wir glauben unbändig an uns selbst. Wir glauben zum Beispiel an unsere Unsterblichkeit (1. Mose 3, 4), und das heißt doch wohl: Wir glauben an unsere Ewigkeit, an die Ewigkeit unseres Geschlechtes. Und darum beißen wir lachend in die verbotene Frucht: Wer sollte uns schon etwas verbieten?! Wer hätte schon das Recht, uns zuzurufen: »Bis hierher und nicht weiter?« — Gott etwa? Ha, wir sind seines Geschlechtes, und unser ist die Erde und das Paradies.

Wir glauben an unsere Ebenbürtigkeit mit Gott (1. Mose 3, 5), und darum sprechen wir mit dem Versucher, mit dem Meister des Zweifelns: »Sollte Gott wirklich gesagt haben?« und zweifeln an Gott.

Die Stunde der Versuchung, das ist die Stunde, in der wir an uns selbst glauben, in der wir aufhören, an

uns zu zweifeln, und eben darum an Gott zweifeln. Das ist unsere Stunde und die Macht der Finsternis (Luk. 22, 53). So lehrt die Heilige Schrift den Bruch des Menschen mit Gott.

Mit dem Zweifel werden wir darum nicht fertig, wenn wir Argumente wider ihn sammeln, sondern nur, wenn der Sohn Gottes uns in den Frieden mit seinem und unserem Vater zurückbringt.

KATASTROPHEN

Und alsbald trieb er seine Jünger, daß sie in das Schiff träten und vor ihm hinüberführen gen Bethsaida, bis daß er das Volk von sich ließe. Und da er sie von sich geschafft hatte, ging er hin auf einen Berg, zu beten. Und am Abend war das Schiff mitten auf dem Meer und er auf dem Lande allein. Und er sah, daß sie Not litten im Rudern; denn der Wind war ihnen entgegen. Und um die vierte Wache der Nacht kam er zu ihnen und wandelte auf dem Meer; und er wollte an ihnen vorübergehen. Und da sie ihn sahen auf dem Meer wandeln, meinten sie, es wäre ein Gespenst, und schrien; denn sie sahen ihn alle und erschrakten. Aber alsbald redete er mit ihnen und sprach zu ihnen: »Seid getrost, ich bin's; fürchtet euch nicht!« Und trat zu ihnen ins Schiff, und der Wind legte sich. Und sie entsetzten und verwunderten sich über die Maßen.

Markus 6, 45–51

In unserem Text stehen ganz dicht nebeneinander zwei Welten, die beide auf uns mit Macht hereinstürmen. Oder soll ich sagen: zwei Welten, die wir selber durchleiden?

Auf der einen Seite rast ein gefährlicher Sturm, da herrscht die Nacht mit ihren Gespenstern und ihrer

Lebensbedrohung. Auf der einen Seite ist die Welt, in der jeder, die Jünger und wir selbst, bis zur Grenze des Erträglichen ausgefüllt ist von der Arbeit, Hantierung und Kampf, mit deren Hilfe wir nur die nächste Stunde zu sichern und unser Haus und Schifflein wieder einigermaßen zurechtzunageln versuchen. Es ist die Welt der brennenden, übermüdeten Augen.

Auf der anderen Seite dagegen herrscht die Stille des Gebetes Jesu. Dort tritt alles irdische Stimmengewirr zurück, ja sogar die Menschen müssen von der Bildfläche hinwegtreten, die seiner Hilfe so dringend bedürfen: die Leute mit der Gewissenslast und den bohrenden Sorgen für den nächsten Tag, die Leute, die meinen, sie könnten es keine Minute länger mehr aushalten, und die so schrecklich und dringend nach Hilfe schreien. Sie alle müssen zurücktreten, weil Jesus nur dann für sie dasein kann, wenn er vorher beim Vater gewesen ist. Nicht einmal der Sohn Gottes gibt arbeitend und helfend mehr aus, als er vorher eingenommen hat. Deshalb zieht er sich von den Menschen zurück, um im Gebet ein paar tiefe Atemzüge aus der Ewigkeitsluft zu tun. Dann wird er wieder für die Arbeit und für den Dienst an den Brüdern bereitstehen. Dann wird er ganz bereitstehen.

Diese beiden Welten, Nacht und Katastrophe auf der einen und die Stille des Gebets auf der anderen Seite, stehen hier dicht nebeneinander. Sind sie nicht auch in uns beieinander? — Kommen wir nicht alle aus inneren und äußeren Stürmen? Sind wir nicht alle ein we-

nig übermüdet und erschöpft, und haben wir uns nicht diese Stunde der Stille abringen müssen? Wäre es nicht vielleicht leichter gewesen, auch diese eine Stunde noch weiterzumachen im Trott oder Galopp der letzten Tage und Wochen, statt nun auf einmal stillzustehen, sich vom göttlichen Worte »Halt!« zurufen und sich von der Frage überfallen zu lassen: Mensch, wo bist du, wo stehst du?

Wahrlich in dieser Geschichte mit dem Sturm und den Katastrophen auf der einen und der Stille mit Gott, nach der wir alle dürsten, auf der anderen Seite – in dieser Geschichte finden wir Not und Sehnsucht unserer eigenen Lage abgezeichnet.

Für uns alle ergibt sich daraus unwillkürlich die Frage: Wie bringen wir es zu der großen Stille Jesu inmitten der Unruhe der Menschen, inmitten der tausendfältigen Not, die um ihn und um uns alle her aufbricht? Wie bringen wir es zu der großen Stille mit Gott inmitten des vulkanischen Kraters, in dem wir alle sehr exponiert und gefährlich wohnen?

Nach einem der allerschwersten Fliegerangriffe, die bisher überhaupt auf eine deutsche Stadt niedergingen, schrieb mir ein Christ, der selbst kaum dem Tod entkam: »Wie kommt es, daß ich keinen Augenblick an Gott denken mußte?«

Diese Frage, die wir selbst vielleicht schon schmerzlich und etwas erschrocken an uns durchmachten, lehrt uns jedenfalls eines: Es ist nicht selbstverständlich, daß die großen Katastrophen und Ängste uns zu

Gott führen. Die Offenbarung des Johannes bringt diesen geheimnisvollen und schrecklichen Tatbestand, daß die Heimsuchungen Gottes oft genug in einer Hinausstoßung in eine noch größere Fremde und Kälte enden, immer wieder zum Ausdruck, wenn sie darauf hinweist: Die Menschen taten nicht Buße, als die großen Wehen und Schrecken der Gottesgerichte über sie hereinbrachen.

Wir können nämlich beobachten, daß der teuflische Widerspieler immer und mit unerschöpflichen Methoden an der Arbeit ist, Wände zwischen Gott und uns aufzurichten. Wir denken freilich in der Regel nur daran, daß Glück und Behagen, Reichtum und Lebensfreude zu dieser Isolierwand werden können, denn wir wissen, daß wir in solchen Zeiten der Sonne und des Glücks Gott nicht nötig zu haben meinen. In solchen Zeiten pflegt man sich saturiert zu fühlen und der Schrei nach Gott, nach dem lebendigen Gott wird überdeckt von der leuchtenden Symphonie des Lebens, die uns den Rausch unserer Lebendigkeit bis zur Neige genießen läßt:

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium!
Wir betreten wonnetrunken,
Himmlische, dein Heiligtum.

In solchen Zeiten freut sich der Mensch gleichsam seiner inneren Autarkie: Er bedarf keiner helfenden

Hand, er spürt keine blutende Wunde, die des göttlichen Verbindens bedürfte. Er verdrängt seine Schuld, die nach Vergebung schreit, und das Kreuz von Golgatha ragt wie ein Fremdkörper und wie das bizarre Menetekel einer dunklen, überwundenen Welt über dem Strom der Freude.

In den Katastrophen unseres Lebens haben wir alle eine neue Erfahrung gemacht. Wir sahen nämlich, daß auch die Angst, die Not, die Spannung vom Teufel benutzt werden können, um unsere Verbindung mit Gott abzuschneiden. Oft genug vollzieht sich dieses Abschneiden einfach dadurch, daß wir bis zum Letzten ausgefüllt sind mit Sorge, Erwartung, mit Konzentration auf notwendige wie ablenkende Tätigkeit — so sehr ausgefüllt, daß keine anderen Gedanken und erst recht nicht der Gedanke an Gott noch Raum haben.

Ja, noch mehr können wir beobachten: Daß auch die Stoßgebete, die wir in den ärgsten Stunden zum Himmel schicken, oft schon an der Zimmerdecke mit schlaffen Flügeln herabfallen.

Wie kommt das?

Sehr oft sind unsere Angstgebete gar kein wirkliches Sprechen mit Gott, sondern ein Sprechen mit der Gefahr.

Ich kann bei meinem Beten inmitten der Gefahr beobachten, daß ich im Beten gerade an mir selber festgehalten werde, weil die Übermacht meiner Sorgen oder meiner Ängste mich so im Bann hält, daß ich das Angesicht Gottes gar nicht richtig aufsuche. Mein

Gebet ist dann nichts anderes als ein Aufstöhnen meiner inneren Beklommenheit, so wie ich bei einem großen Schrecken unwillkürlich ausrufen kann: »Ach Gott!«, oder wie noch der alte Mann, wenn er von einer Leiter herabstürzt, in seiner jähren Angst den Urlaut »Mutter« ausstoßen kann, ohne daß er dabei an Gott oder an die Mutter denkt, sondern nur an die zerbrochene Sprosse und den Aufprall seines Körpers auf dem Boden.

Es gibt auch Leute, und vielleicht sind wir selbst diese Leute, die Gott um etwas Bestimmtes bitten: daß ihnen ihre Habe erhalten bleibe, daß sie ein Examen bestehen möchten, daß ein geliebter Mensch am Leben bleibe – Leute, deren Gedanken immer nur um den erbetenen Gegenstand kreisen und die sich von ihm bannen lassen, statt daß ihre betenden Gedanken das Angesicht Gottes aufsuchen, das Angesicht des Herrn also, der das Erbetene geben oder versagen kann und in beidem seine Liebe zu uns zeigt.

Wir sehen hier eine große Gefahr unseres Betens, eine Gefahr, die uns hindert, zu einer wirklichen Stille im Sturm und zum Herzensfrieden einer echten und betenden Begegnung mit Gott zu kommen. Ich meine die Gefahr, daß wir an uns selber hängen bleiben und das Gebet nur eine trügerische Tempelkulissee ist, die wir um den Altar unserer eigenen Wünsche und Sorgen herumbauen.

Es kommt alles darauf an, uns von dieser großen Selbsttäuschung unseres Betens frei zu machen. Wir

gewinnen diese Freiheit am besten so, daß wir auf die Art achten, wie Jesus in der Stille mit seinem Vater verkehrt, wir denken dabei vor allem an sein hohepriesterliches Gebet (Joh. 17). Dort spricht der Heiland zunächst und immer wieder einmal vom Dank und Lobpreis gegen seinen Vater und davon, daß er seinen Namen verklären wolle. So sucht er erst einmal das Angesicht seines Vaters, sucht seinen Blick, tastet sich hin an sein Herz, bis er seinen Schlag hört und sein Lieben spürt, und sucht die väterliche Hand, bis er sie ganz in der seinen hat.

Dann erst beginnt er mit seinem Anliegen. Und auch hier ist er es keineswegs selber, um den sein Gebet zunächst kreist, sondern seine betenden Gedanken bewegen sich um die Seinen, die ihm anvertraut sind: um seine Jünger, sein Volk, um die ganze zahllose Herde derer, über denen Finsternis und Dunkel einer unerlösten Welt lasten und die im Schatten des Todes dahinvegetieren.

Im Namen Jesu beten heißt, daß wir in diese Fußtapfen unseres betenden Meisters treten, und das heißt ganz praktisch:

Es kommt in den Katastrophen und Notzeiten unseres Lebens darauf an, daß wir nicht unseren natürlichen Selbsterhaltungstrieb sich austoben lassen und nur ein wenig mit der Geste des Gebets tarnen. Wir bleiben dann, trotz aller frommen Worte und trotz der religiösen, gebetsmäßigen Formulierung unseres Selbsterhaltungstrieb und unserer Angst, an uns sel-

ber hängen. Die Stunden, in denen wir alle so hauchnahe an der Ewigkeit stehen, lassen uns ungesegnet und bleiben in einem Zwiellicht zwischen Grauen und Schalheit zurück.

Wir sollen wirklich einmal den Versuch machen, statt dessen zweierlei zu tun:

Einmal wirklich die Hand des Vaters zu suchen und uns dahineinzulegen. Ob wir leben oder sterben, wir sind in deiner Hand.

Die Hauptsache ist nur und ausschließlich diese Hand, in der wir geborgen sind, und das Antlitz Gottes, in dem das väterliche Auge uns entgegenleuchtet. Dieses Auge, diese Hand, dieses Herz sollen wir zunächst einmal suchen.

Und dann noch etwas: Wir sollten auch dann noch nicht für uns selber beten, sondern für die andern um uns her, für alle Kranken und Hilflosen, für alle, die mit Gott noch nicht im reinen sind, wir sollten auch die kleinen Kinder den Engeln Gottes anbefehlen.

Wir werden dann staunend feststellen, daß wir im Suchen nach Gottes Hand und in der priesterlichen Fürbitte für die andern selber ruhiger werden und daß wir den Frieden wunderbar spüren, den wir im betenden Selbsterhaltungstrieb vergeblich suchten.

Auch hier gilt es ganz einfach: Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes, nach dem Antlitz Gottes, nach den Brüdern, nach den Mühseligen und Beladenen, nach all denen, die der Augapfel Gottes sind —, so wird euch alles andere, schlechthin alles andere zu-

fallen, unter anderem auch eure eigene Herzensruhe und das Wissen um ein Geborgensein in den ewigen Armen. Indem ihr für die Ängstlichen betet, wird Gott euch selber die Angst nehmen; indem ihr für die Hilflosen betet, werdet ihr selber die Gotteshilfe mit mächtigem Arm nach euch greifen spüren; indem ihr für die betet, die noch nicht reif sind, um nun vor Gottes Thron gerufen zu werden, werdet ihr den wunderbaren Trost dessen zu spüren bekommen, daß ihr einen Heiland habt, der euch mitten durch alle Gerichte an das Herz des Vaters bringt: Das sind die Ströme lebendigen Wassers, die vom Gebete unseres Heilandes auf uns zufließen.

Noch ein weiterer Gedanke fließt uns beim Anschauen des betenden Christus zu: Um ihn zu entdecken, denken wir einmal an die Situation der Jünger. Es heißt: »Am Abend war das Schiff mitten auf dem Meer . . . und sie litten Not im Rudern.«

»Am Abend.« Wir wissen, wie das ist, wenn das Grauen der Nacht herabsinkt mit den dunklen Geschehnissen, die es in seinem Schoße birgt, mit »Schrecken, G'spenst und Feuersnot«, wie es die Abendlieder unserer Kirche zum Ausdruck bringen, — jene Abendlieder, die wir früher in den Etappenzeiten des Friedens so wenig verstehen konnten. Wir wissen, wie es bei nächtlichen Katastrophen zugeht, so wie die Jünger sie hier auf See erleben: die bedrohlichen Geräusche, deren Ursache man nicht sieht, die Übermacht des Unheimlichen, die uns umlagert; auch das Gegen-

teil: Wir wissen es plötzlich mit einer Wachheit und einer Helle ohnegleichen, daß das Schicksal unseres Schiffes, unseres Hauses, unserer Familie von der Initiative und Tatkraft abhängt, mit der wir in den nächsten Minuten handeln, abhängt von dem bedingungslosen Mut, mit dem wir unser Leben einsetzen. Da bleibt oft keine Sekunde mehr zum Gebet frei. Die Aufgaben und inneren Spannungen füllen uns in einem Maße aus, daß Gott Wohnungsnot zu leiden beginnt in unserer Seele.

Und nun dürfen wir wissen, daß einer da ist, der uns mit seinem Gebete unendlich vertritt, wenn wir versagen oder »abwesend« sind. Manfred Hausmann hat unter dem Titel »Einer muß wachen« an Hand des Sigmaringer Christusbildes darüber eine beglückende Betrachtung geschrieben: Christus, an dessen Brust Johannes gelehnt ist, sieht mit unendlich wissenden und wachen Augen in die Welt. Er sieht die Nöte und Katastrophen unserer gepeinigten Erde, er sieht die wort- und gebetlose Verzweiflung der Einsamen, deren Leben sinnlos geworden ist. Das alles sieht er mit einer Klarheit ohnegleichen. Kein Mensch würde diesen Blick ertragen, und die Augen des Christusbildes lassen die Fülle des Wissens, des Grauens und der Liebe auch ahnen. Denn diese Augen müssen offenstehen über dem allem: »Einer muß wachen!«.

Auch in unserem Text heißt es ja: Während die Jünger restlos ausgefüllt sind durch ihren »Katastropheneinsatz«, während sie keinen Blick zum Himmel mehr

übrig haben und ihre Lippen vor Überanstrengung wie ein Strich geschlossen sind, so daß ihnen auch kein Gebetslaut mehr entschlüpft: währenddem sieht sie Jesus, währenddem vertritt er sie mit seinem Gebet.

Vielleicht ist dies das Letzte, das uns in den Zeiten innerer Dürre, wortloser Verzweiflung und wirbelnden Umtriebs bleibt: daß es einen Ort in der Welt gibt, wo die Verbindung mit dem Vater nicht abreißt: Das ist das Gebet dessen, den das Neue Testament unseren »ewigen Hohenpriester« nennt. Da treiben wir Menschen im Schiffelein unseres Lebens dahin, bedrängt und umzingelt, immer wieder so entsetzlich gottesleer und angsterfüllt, immer wieder so, daß wir nichts fühlen von seiner Macht. Aber nun gilt es einfach: Einer muß wachen, einer liegt im Gebete für uns alle! Einer hört nicht auf, unsere kalte und fühllose Hand in die ewige Hand des Vaters zu legen. Christus steht auf dem Berge und betet, während die Jünger mit dem Tode ringen und während ihr Mund verschlossen ist.

Schon mancher hat es mir bezeugt, und ich habe es selbst erlebt, welch ein Trost es in aller geistlichen Einsamkeit und Gebetsmüdigkeit ist, zu wissen, daß es betende Gemeinden gibt, Brüder und Schwestern, die nun an meiner Stelle die Verbindung mit Gott, das Loben und Danken und die ewige Fürbitte aufnehmen. Wir alle sind auch im Gottesdienst niemals nur zu unserer eigenen Erbauung versammelt; wir sind versammelt zu solcher Stellvertretung, die uns der

betende Heiland lehrt. Zehn Menschen muß es in unserer Stadt geben, die nicht untergehen in Angst und Grauen, in Betriebsamkeit und hemmungsloser Aktivität, sondern ihre Hände erheben.

Auf dieser dunklen und gepeinigten Erde müssen vom Himmel aus überall jene leuchtenden Punkte zu sehen sein, wo die zwei oder drei versammelt sind und ihre Hände nicht sinken lassen. Die Welt lebt von diesem stellvertretenden Gebet der Gemeinde Jesu, so wie die Gemeinde selber vom Gebet dessen lebt, der unaufhörlich für sie wacht.

Von sonst gar nichts lebt diese Welt! Von ihren technischen Erfindungen schon gar nicht. Wir sehen, wie dieser vermeintliche Fortschritt unseres Jahrhunderts ins Chaos führt und sich selber frißt. Vom Taumeltanz ihres bißchen Vergnügens lebt sie auch nicht: das Lied der Freude bricht jäh ab, wenn das Gespenst des Todes sich im Türrahmen zeigt. Die Welt lebt nur vom Gebete der Gemeinde Jesu, sie lebt nur vom Gebete dessen, der den letzten Seufzer der Sterbenden und Geängsteten nimmt und ihn vor Gottes Thron bringt. Dieses Gebet hält die Gerichte auf, um dieses Gebets willen leben wir noch.

Noch ein paar letzte Stellen unseres Textes seien wenigstens angedeutet:

Jesus begnügt sich nicht damit, nur für die Seinen zu beten. Er kommt auch zu ihnen, er geht über das bewegte Meer, er holt sie gleichsam ab. Jesus ist immer bei uns in den Schrecken und Katastrophen. Gerade die

Passionszeit lehrt uns ja, wie Jesus selbst in den Schatten des Todes kommt, um uns abzuholen, und wie er darum auch dann nicht von mir scheidet, »wenn ich einmal soll scheiden«. Sie lehrt uns, wie Jesus selber alle Einsamkeiten, Anfechtungen, Ängste und Gottverlassenheiten an sich selber durchmacht, damit er in allem uns gleich und unser Bruder werde und Mitleid haben könne. So ist er auch hier inmitten des Wetters und auf den Wellen und steht als leuchtende Erscheinung vor dem erstaunten Auge der Jünger.

Und sie — sie halten ihn für ein Gespenst, für ein Wahngesicht in der Katastrophennacht.

Wie kommt das?

Wir Menschen sind sehr merkwürdig: Wenn auf einmal das Rasen des Orkans und das Peitschen der Wellen sich gelegt und wenn sich eine plötzliche und sanfte Stille über die erregte Natur gelegt hätte, dann könnte man verstehen, daß der Sohn Gottes über die Wasser und über die Erde geschritten wäre — so wie das in unseren Märchen ja manchmal vorkommt.

Aber daß Gott mitten in den Katastrophen erscheinen soll, das will nicht in unseren Sinn. Sind wir nicht alle geneigt, in unbegreiflichen Notsituationen das Angesicht unseres himmlischen Vaters zu einer höhnischen Fratze sich verziehen zu sehen, bis es die Züge der Schicksals- und Zufallssphinx annimmt? Gott droht uns allen über den großen Leiden, die wir durchzumachen haben, zu einem Gespenst zu werden. Die Welt müßte väterlicher aussehen, wenn wir an einen Vater

glauben sollten, und das Wort des Psalmisten: »Dennoch bleibe ich stets an dir . . .« will uns nicht über die Lippen. Gott ein Gespenst, Christus ein Wahngewicht! Wahrhaftig, wir wissen, was damals durch die Seele der Jünger ging!

Und doch wird in dieser Geschichte mit aller Deutlichkeit gezeigt: Gott kommt gerade und gerne mitten in den Katastrophen und in den Bezirken des Todes. Wenn ich euch heute fragen würde, wann ihr die entscheidenden Gottesbegegnungen in eurem Leben gehabt hättet, so würde ich kaum zur Antwort bekommen: In den Stunden der Freude. Aber vielleicht würde mancher sagen: Ich habe jene Begegnungen erlebt, als meine Welt zusammenbrach, als die großen Wehen der Geschichte und meines Lebens über mich hereinstürzten. — Wir beginnen auch heute zu ahnen, warum das so ist. Gerade wenn die Grundlagen unseres Lebens wanken, wenn unser heimatlich Vertrautes von der Übermacht des Unheimlichen umzingelt ist und wenn wir noch keineswegs wissen, ob wir zu den Vernichteten oder Überlebenden eines apokalyptischen Krieges gehören werden, gerade dann beginnen wir die Grundlagen neu zu überprüfen, auf denen wir in Zeit und Ewigkeit stehen können, gerade dann lernen wir, daß wir hier keine bleibende Statt haben, und gerade dann überkommt uns eine Ahnung, daß es im Ernst nur auf eines ankommt: ob wir durch Jesus Christus Frieden mit Gott haben und dessen gewiß sind, daß weder Tod noch Leben uns der

Hand Gottes entreißen können, jener Hand, die über die rasenden Wellen hinweg nach unserem lecken Lebensschifflein greift und in deren Namen der Sohn zu uns kommt.

Freilich: Wir Menschen haben nicht die Kraft und sind viel zu verfinstert und gottgelöst, um eine solche gleichsam »göttliche Lebensanschauung« in uns zu produzieren und um wirklich alles Vergängliche und Grausige und Zerstörerische zu einem »Gleichnis zu machen«. Wir sehen von uns aus immer wieder nur das Grauen, und gerade die Menschen der hemmungslosen Lebensfreude, die Schmetterlingsmenschen des Augenblicks, wissen vielleicht heimlich und untergründig am meisten davon, weil sie sonst nicht so rasend in den paar Sonnenstrahlchen zu tanzen und herumzuwirbeln suchten.

Nein: Daß wir hinter allem Schrecken und hinter allen Apokalyptischen Reitern dennoch die Vaterhand Gottes sehen dürfen, liegt an einer einzigen Tatsache: daß von dort, wo wir das Gespenst und das Schicksal vermuten und schauerlich zu sehen meinen, eine Stimme herkommt, die Stimme: »Seid getrost, ich bin's; fürchtet euch nicht!«

Gott sei Lob und Dank, daß wir diese Stimme hören dürfen: »Ich bin es!« Er hat es selber gesagt, daß er, und zwar er allein es ist, der in Gerichten und Schrecken auf uns zukommt, daß es die Vaterhand ist, die züchtigt, und daß es das Vaterherz ist, das uns heimholt.

Nochmals: Hört die Stimme zwischen all dem Heulen und zwischen den Untergängen: »Seid getrost, ich bin's, fürchtet euch nicht!« »Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!«

Gott sei Lob und Dank, daß es nicht nur eine Welt der schrecklichen Geräusche, sondern daß es diese Stimme gibt, diese eine Stimme, die sagt: »Ich bin es, seid getrost! O ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam!«

WARUM?

Jesus ging vorüber und sah einen, der blind geboren war. Und seine Jünger fragten ihn und sprachen: »Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er ist blind geboren?« Jesus antwortete: »Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern daß die Werke Gottes offenbar würden an ihm.«

Johannes 9, 1–3

Im Grunde besteht das, was uns am meisten quält, gar nicht in schwierigen Lebenslagen, in körperlichen Schmerzen oder auch in großen Katastrophen, die über unser Leben hereinbrechen. Als unser Volk aus der Tiefe des zerstörerischen Krieges auftauchte, war die nationale Katastrophe vielleicht nicht einmal das Schlimmste. Das Schlimmste war die Frage: Warum ist das viele Blut vergeblich geflossen? Warum mußte dies alles mit Deutschland geschehen? Viele wären vermutlich ruhiger geworden und hätten alles getragen, wenn jemand ihnen dieses Warum und den Sinn von alledem hätte erklären können. Ebenso sind die Menschen unseres Textes von Fragen gequält: Wie kommt es, daß gerade der Blindgeborene mit dem schauerlichen Schick-

sal ewiger Nacht geschlagen ist? Es ist die Frage des Leides in der Welt und noch mehr wohl die Frage seiner merkwürdigen und undurchsichtigen Verteilung, die sie umtreibt.

Es ist zweifellos sehr verwunderlich, daß Jesus die Frage einfach ablehnt. Er hat sie auch in anderen Zusammenhängen abgelehnt, als zum Beispiel die Menschen ihn fragten, warum der umstürzende Turm von Siloah gerade diese und jene getroffen und unter seinen Trümmern begraben habe (Luk. 13, 1 ff.). Woran liegt es, daß Jesus auf diese Fragen nicht eingeht? Sollte er etwa nichts von dem wissen, was jeder von uns weiß oder doch dunkel ahnt? Sollte er nichts von dem Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe wissen? Unser tiefster menschlicher Instinkt zwingt uns doch, einfach bei allen Unglücksfällen und Katastrophen nach dem Schuldigen zu fragen. Wir fragen nach dem Schuldigen eines Krieges; eine so entsetzliche Katastrophe kann doch nicht von ungefähr über die Völker kommen, es kann doch nicht die spielerische Laune eines Schicksals sein, daß Millionen in den Tod getrieben und alte Kulturen ausgeradiert werden? Wir ahnen, daß dies alles Gerichte sind. Und wo ein Gericht verhängt wird, da geht es um Schuld. — In allen Religionen der Erde bringen die Priester Sühnopfer und macht das Volk Bußgänge, wenn Krieg und Schrecken, Erdbeben und Feuer hereingebrochen sind. So tief ahnt man hier untergründige Zusammenhänge. Und selbst wenn wir für irgendein großes oder kleines Mißgeschick einen Schuldigen

einfach nicht finden können, dann erfinden wir jemanden. So tief ist in uns Menschen das Gefühl dafür ausgebildet, daß hinter Krankheit und Tod, hinter Bomben, Ruinenstädten und zerrissenen Familien eine Schuld stehen müßte. Wir können nicht anders, als angesichts aller Schrecken und Wehen der Geschichte und unseres Lebens die bohrende und verwundende Frage Warum? zu stellen. Eine dunkle Witterung zwingt uns zu dieser Frage. Es ist die Witterung und die Ahnung dessen, daß es um Gericht und um Schuld geht.

Wir erleben wieder einen jener Augenblicke, wo wir uns den Menschen um Jesus aufs engste verwandt fühlen. Ihre Fragen sind die unsren, ihre Herzensqual ist die unsere, wir stehen dicht hinter ihnen und fragen und sind ganz Ohr, als Jesus nun antwortet. Wir stehen mit unserer Warum-Frage nicht allein vor dem Herrn. Schon das zu wissen, tut gut und ist tröstlich.

Was antwortet Jesus auf die Frage nach der Schuld, auf die größte Warum-Frage unseres Lebens?

Zunächst ist das ganze Erdenleben Jesu eine Antwort: Als Johannes aus dem Gefängnis die Botschaft schickt: »Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten?«, schickte Jesus ihm die Gegenbotschaft: »Sagt dem Johannes, was ihr seht und hört: Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, und die Toten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt.« Damit will Jesus doch sagen: Als Heiland lege ich

meine mildernde und heilende Hand auf alle Wunden dieser Welt, auf die Wunden der Seelen und der Leiber. Die Wunde der Seele besteht in dem kranken Gewissen und in dem inneren Hader unseres Herzens, das mit Gott nicht in Ordnung ist und keinen Frieden hat. Zu dieser Wunde unseres innersten Menschen sagt er: »Dir sind deine Sünden vergeben!«

Die andere Wunde empfängt unser Leben durch Schicksal und Leid, durch Krankheit und Armut, durch Kriegsgeschrei, Gewalt und all das Elend dieser Welt, das uns immer so heimatlos macht in ihr. Zu diesem Jammer der gequälten Menschheit sagt er: »Stehe auf, nimm dein Bett und wandle!« Jesus weiß und sagt viel von dem schrecklichen Zusammenhang von Schuld und Leid. Er weiß und sagt, daß es zwei Seiten desselben Risses sind, den der Mensch mit seiner Lossage vom Vater verschuldet hat. Es ist die Welt, die sich aus den Vaterarmen gerissen hat, in der es kalt ist und in der man so furchtbar einsam sein kann; es ist die Welt, die sich aus den Vaterarmen gerissen hat, in der man zugrunde gehen kann, und kein Hahn kräht danach; es ist die Welt, die sich aus den Vaterarmen gerissen hat, in der es stumme Gräber und unheimliche Irrenanstalten gibt, in der Mißtrauen und Machtgier ihr Gorgonenhaupt erheben und der feuerrote Reiter des Krieges die Völker gegeneinander hetzt.

Es steht eine letzte und anklagende Schuld hinter allen Schrecknissen. Die ausweglose Verwirrung unter den Völkern und die Ruinenfelder stolzer Traditionen auf

den Kontinenten sind ein aufgerichtetes Zeichen Gottes, wie weit das selbstzerstörerische Leid einer gottgelösten Welt schon gediehen ist, und vermitteln eine Ahnung davon, wie lawinenartig es noch weiter anschwellen könnte.

In einer erschütternden Schau sieht Paulus im achten Kapitel des Römerbriefes auch die stumme und bewußtlose Kreatur in ein großes Seufzen und Ängsten hineingezogen, weil auch sie in den Weltenbruch verstrickt ist, den die menschliche Lösung von Gott mit sich brachte, und manchmal, wenn man einem Hund in die Augen sieht, meint man, das greifbar zu erkennen.

Ich glaube, wir verstehen heute alle mehr davon als früher, wir spüren es alle, wenn wir nicht ganz verblendet sind: Daß in alledem nicht blinde Schicksale abrollen, sondern daß sich Gerichte vollziehen, daß die großen Heimsuchungen begonnen haben, die rufen: Tut Buße! Laßt euch versöhnen mit Gott, noch sind die Arme des Vaters, denen ihr euch entrissen habt, nach euch aufgetan. Noch sind die Türen geöffnet und ist das Licht des Vaterhauses angezündet. Noch!

Aber nun führt uns der Text noch an eine tiefere Frage heran. Die Leute, die Jesus hier fragen: »Wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern?«, die Leute, die also durch die Blume fragen: »Warum ist dieser Mann blind?«, die wissen das alles, was ich soeben sagte. Sie leben alle in der biblischen Tradition und sind über den letzten Zusammenhang von Schuld und

Leid im Bild. Aber nun wacht eine neue Frage für sie auf, und gerade weil sie an der lebendigen Begegnung mit einem kranken, gequälten Menschen entsteht, ist diese Frage auch selber quälender und aufwühlender als das allgemeine Schuld- und Leid-Problem, ich meine die Frage: »Warum hat das Gericht denn gerade den getroffen? Warum muß ausgerechnet der unter so viel Leiden hindurch? Und warum fiel der Turm von Siloah gerade auf jene achtzehn, die unter ihm begraben wurden?«

Genauso freilich könnte man die Frage auch in der ersten Person stellen: »Warum muß gerade ich durch das Leiden hindurch und vor den Ruinen meiner Hoffnungen stehen? Warum gerade ich?« — »Warum hat dieses Unglück gerade meinen Sohn, meinen Bruder hinweggerafft? War sein Leben nicht voller Hoffnungen, was hat er denn Böses getan? Wer hat hier gesündigt, er oder seine Eltern?« Wir können diese Frage nach dem Warum und nach der Schuld nicht lassen, und die großen Tragödien unseres Volkes — ich denke nur an das Nibelungenlied — wissen davon auch etwas zu singen und zu sagen.

Kennen wir nicht alle diesen peinigenden Frager in uns, der bald höhnisch und verzweifelt, bald in Schmerz, bald klagend immer nur fragt: Warum? Kein Wasserschwall von Reden, sondern nur ein Worttröpflein von fünf Buchstaben ist diese Frage »Warum?«. Diese Frage kann die tödliche Wunde unserer Seele werden.

Können wir uns jetzt die Mienen derer vorstellen, die Jesus fragen? Wahrhaftig, es ist nicht die interessierte Wißbegierde eines Zeitungsreporters, der mit gezücktem Beistift einige Notizen darüber erbittet, wie Jesus über eine interessante Lebensfrage denkt, sondern die Männer stehen hier im Namen der ganzen Menschheit, im Namen von uns allen, mit brennenden Augen stehen sie vor Jesus und fragen: »Warum gerade ihn?« – »Warum gerade mich?«

Wir stellten schon die höchst merkwürdige Tatsache fest, daß Jesus keine Antwort darauf gibt. Warum nicht? fragen wir noch einmal. Ist auch seine Seele wund an dieser Frage? Verschlägt es ihm die Rede, weil plötzlich die Vision seines Kreuzes vor ihm auftaucht, an dem er selber fragen wird: Warum? warum? – Warum hast du mich verlassen, Gott?

Nein, es verschlägt ihm nicht die Rede: Er sagt den Leuten: Eure Frage ist falsch gestellt. Weder dieser noch seine Eltern haben gesündigt, vielmehr hat Gott noch etwas mit ihm vor. Er ist blind, damit die Werke Gottes an ihm offenbar werden können. Und dann heilt er ihn und ruft die Herrlichkeit Gottes für alle sichtbar in dieses arme und dunkle Leben herab.

Wir fragen nun ein Doppeltes: Warum lehnt Jesus die Frage nach dem Warum ab, und wie müssen wir denn fragen, wenn die Warum-Frage schon falsch sein soll? Denn vom Fragen und Bohren kommen wir Menschen doch einfach nicht los. Je dunkler es um uns wird und je tiefer die Abgründe sind, die wir

durchschreiten müssen, um so weniger können wir darauf verzichten.

Zunächst der erste Gesichtspunkt: Warum lehnt Jesus die Frage nach dem Warum ab?

Solange ich frage: »Warum geschieht mir das?«, drehen sich meine Gedanken immer nur um mich selbst, und wer feinere, vom Evangelium geschärfte Ohren hat, hört daraus eine Anklage: Ich habe es nicht verdient. Wir behaupten eben immer, es ganz genau zu wissen, wie Gott verfahren müßte, wenn wir ihm das Ehrenprädikat eines »lieben Gottes« beilegen sollen. Wie oft müssen wir später – vielleicht nach einigen Jahren und Jahrzehnten – beschämt bekennen, wie töricht und hochfahrend wir waren, als wir Gott diesen Vorwurf machten. Wie oft hat sich herausgestellt, daß jene dunklen Stunden, derentwegen wir die Faust gegen den Himmel ballten, nur Stationen auf den weisheitsvollen Umwegen seiner Führung waren, die wir nicht in unserem Leben missen möchten. So hilft uns Jesus, wenn er uns die Frage nach dem Warum abgewöhnt, daß wir von der ewigen Anklage gegen Gott loskommen und uns nicht mehr an ihr wundzureiben brauchen.

Ist das alles, was Jesus zu diesem bedrängenden Problem zu sagen weiß? Oder lehrt er uns nun eine neue Art zu fragen? Er antwortet den Fragern in unserer Geschichte doch so: Der arme Mensch ist deshalb blind, »damit« die Werke Gottes an ihm offenbar würden. Er hat ihn also in die Nacht der Blindheit geführt,

damit das Licht seiner rettenden Gnade und wunderbaren Führungen ihm um so strahlender aufgehen möchte. Und in der Tat: Vom Heilungswunder dieser Geschichte fällt ein heller Schein in alle Nacht des Leidens. Es ist ein Stück von der Lichtspur des Heilands, der durch die Erdennacht schreitet.

Damit ist die ungeheure Befreiung sichtbar gemacht, die Jesus der Not unserer Fragen und unserer hadernden Gedanken bringt. Er lehrt uns nämlich eine sinnvolle Wendung unseres Fragens. Er sagt uns, daß wir nicht fragen dürfen »warum?«, sondern »wozu?«. Mit dieser Wendung der Frage wird Jesus selbst unser Seelsorger. Wenn wir diese Wendung verstanden haben, dann löst sich unsere im Schreck zusammengeschnürte Kehle, dann bekommen wir wieder Luft, dann können wir wieder rufen und werden nicht müde, weil wir aus dem tiefen Frieden unseres Herzens leben können. Weshalb ist das eine ungeheure Befreiung? Indem Jesus uns fragen lehrt »wozu?«, lernen wir von uns selbst hinwegsehen auf Gott und seine Zukunftspläne mit unserem Leben. Wir verlernen, uns in unsere eigenen Gedanken zu verlieren, und erhalten eine ganz neue, positive und produktive Richtung unseres Denkens.

Wir können immer wieder folgendes bemerken: Alle Gemütskrankheiten und alle ausweglosen Traurigkeiten zeigen dieselben Erscheinungen, die der Arzt eine »egozentrische Struktur« nennt. Das soll heißen: Die Gedanken kreisen in den düstersten Stunden solcher

Traurigkeit immer um mich selbst: Warum geschieht mir das, wie wird es mit mir weitergehen? Ich sehe keinen Ausweg mehr. Und je mehr ich mich an mich selbst verliere, um so unglücklicher werde ich. Dieses Unglück kann sich bis zu Krankheitsformen steigern. Daher sind auch alle egoistischen Menschen im Grunde unglücklich, einfach deshalb, weil sie selbst die Regenten ihres Lebens sein wollen und weil darum mit tödlicher Sicherheit der Augenblick kommen muß, wo sie nicht mehr weiter wissen.

Und seht: Da kommt Jesus mit lindernder Hand, hebt unseren Kopf hoch und zeigt, welches Glück es ist, daß wir eben nicht die Regenten sind, sondern daß Gott im Regimente sitzt und alles wohl führt und daß er etwas mit uns vorhat. Dann sehen wir plötzlich von uns weg (allein das schon ist eine unendliche Wohltat, daß wir uns nicht selbst immer im Blick stehen und uns so entsetzlich wichtig nehmen); dann sehen wir plötzlich von uns weg und erkennen über uns Wolken, Luft und Winde und dürfen es wissen: Der diesen allen Wege, Lauf und Bahn gibt, der wird auch mich nicht vergessen und auch für mich ein Ziel meines Laufens und Wanderns im Auge haben. Das ist das Produktive dieser neuen Art zu fragen. Wir lernen von uns selber wegsehen und auf die Ziele blicken, die Gott für unser Leben bereitet hat.

Die zweite Befreiung: Wir Menschen lassen uns immer wieder vom Augenblick beherrschen. Scheint die Sonne, sind wir »himmelhoch jauchzend«, bricht ein

Unglück herein, so scheint alles aus zu sein, und wir sehen durch die nächste Staubwolke nicht mehr hindurch. Unser Herz ist ein trotzig und verzagt und in beidem ein wankelmütig Ding.

Und nun befreit Jesus uns durch die neue Frage »Wozu schickt Gott uns das?« vom Augenblick. Er läßt uns in die Zukunft blicken. Gott hat etwas mit dir vor, und zwar nicht nur mit dir allein, sondern mit der ganzen Welt. Gott ist ein Gott der Ziele. Das Neue Testament lehrt uns deshalb auf Schritt und Tritt immer wieder, auf das Ende aller Dinge zu blicken, wo die verwirrenden Straßen unseres Lebens, an denen so viele Ruinen von Hoffnungen und Gräber unserer Liebsten und Nächsten sind, alle an ihr Ziel gekommen und die großen Friedensgedanken Gottes zu Ende gedacht sind. Die Offenbarung des Johannes zeigt uns, wie es an diesem letzten Ende aussieht. Da hallt der Himmel wider von den Lobgesängen derer, die überwunden haben. Sie haben alle im gleichen Jammer gesteckt wie wir, sie haben gelitten, sie haben im Elend gelegen, in dem man keinen Himmel und kein Vaterauge sah, sie haben aus den Tiefen gerufen, ja sie haben geschrien: Gott, wo bist du? Und in all dem haben sie nicht gehnt, daß dieser »Irr«-Weg durch Tränen und Jammertäler ein solches Ende finden mußte: Daß sie Gott nur noch loben konnten. Auf dieses Lob am Ende läßt Jesus uns schauen und hören, wenn er uns die Frage lehrt: »Wozu?«. Diese Frage gibt mir ganz einfach Ruhe,

denn man kann in gefährlicher Lage nicht mehr nervös werden, wenn man weiß, es wird gut ausgehen; das alles läuft auf ein Ziel hinaus, das mir zuge-dacht ist und mir zum Besten dienen muß. Christen sind Menschen, die eine Zukunft haben, in die sie an einer unendlich sicheren Hand geleitet werden. Darum erheben sie ihre Häupter, weil sie um das Nahen dieses Zieles wissen, so merkwürdig auch der Weg ist, der dahin oder auch nicht dahin zu führen scheint.

Die dritte Befreiung, die Jesus uns durch diese Frage schenkt, ist vielleicht die größte, denn Jesus stellt uns mit dieser Frage »Wozu schickt Gott das?« an die Arbeit und gibt uns eine produktive Aufgabe. Die beste Heilsalbe für alle Verzagtheit und Depression sind ja immer Arbeit und Aufgaben.

Es kostet einfach Arbeit und Übung, es kostet sozu-sagen ein inneres Training, daß wir uns zu dieser Frage »Wozu?« durcharbeiten. Es macht Arbeit und Mühe, einmal von der immer nur negativen Warum-Frage abzusehen. Gott ist immer positiv; alles, was er tut, hat einen positiven und helfenden Sinn. Man muß nur bereit sein, seinen Weg mitzugehen. Leute, die in ewiger Opposition leben, kommen nie dahinter, welche Absichten Gott mit ihnen verfolgt, und tragen obendrein dazu bei, sie zu durchkreuzen. Von dieser Opposition will der Herr uns befreien, wenn er uns die neue Art der Frage lehrt. Er stellt uns damit eine ganz klare Arbeitsaufgabe für unseren inneren Menschen. Er hat sie gleichsam selber leisten müssen und

ist am Kreuz unser »Vorarbeiter« geworden. Oder meint ihr, es wäre keine Arbeit gewesen für ihn, sich von der Frage »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« durchzuarbeiten und durchzuringen bis zu jenem letzten Kreuzeswort: »Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist«, bis zu jenem letzten Einklang und Frieden mit dem, was Gottes Hände mit ihm vorhatten.

Es kostet Arbeit und eine heilige innere Disziplinierung, daß wir nicht zurückblicken auf das, was uns Gott genommen hat, sondern auf die Aufgaben, die Gott uns stellen will.

Ich denke an die von unbegreiflichen Unglücken Betroffenen, an die Vereinsamten und Trauernden und sage es im Auftrag Jesu, ich sage es feierlich im Namen unseres Textes, daß ihnen mit all ihrem Schmerz eine Aufgabe gestellt ist.

Vielleicht ist dir die Aufgabe gestellt, nun ganz anders für andere Menschen dazusein als bisher, wo du in deiner gesicherten Welt lebstest und darin aufgingst. Könntest du die Not anderer überhaupt verstehen, wenn du nicht selbst in diese Abgründe gerissen wärest? »Wunden müssen Wunden heilen.« Die eigentlichen Helfer ihrer Menschenbrüder sind deshalb auch immer nur die großen Verwundeten gewesen, die Leute, die selbst unter den größten Schmerzen zu leiden hatten. Nur darum konnte Jesus der Seelsorger werden oder der Hohepriester, wie ihn der Hebräerbrief nennt, weil er selber den Mächten der

Schuld, des Leides und des Todes standhalten mußte und darum Mitleiden haben konnte mit denen, die im Schatten dieser Mächte sitzen.

Ich frage im Namen unseres Textes: Bist du bereit, darauf einzugehen und den Menschen zu suchen, der dich nötig hat, und die Aufgabe zu finden, die Gott dir stellen will? Ich kann es nur in heiliger Monotonie wiederholen: Gott ist immer positiv, er hat sich etwas dabei gedacht, als er das tat, er hat es »zu« etwas getan. Spürst du den Pflug in deiner Hand, in dieser Hand, die plötzlich so leer geworden zu sein scheint? Siehst du den Acker vor dir liegen? Ein Acker ist es, und nicht die gähnende Leere einer ungewissen Zukunft, wie du in deinem trotzigen Verzagen wähnen möchtest. Nun pack den Pflug an und schaue nicht zurück.

Es ist sehr merkwürdig: Jesus hat ausgerechnet die Armen seliggepriesen, das heißt die, denen alles aus den Händen gesunken ist, die Einsamen, Hungernden und Dürstenden. Warum hat er das getan? Nur deshalb, weil er etwas vorhat mit allen diesen. Vielleicht muß uns allen einmal, wie jenen Armen, der Boden unter den Füßen wanken, damit wir fragen: Wo ist denn der wahre Grund, auf den ich mein Leben gründen kann? Gerade die Stunden, wo uns alle menschlichen Sicherheiten entsinken, wo wir arbeits- und berufslos auf der Straße liegen, wo die Menschen sich von uns zurückziehen, wo die Häuser in Trümmer sinken und es kalt um uns wird, weil die lieb-

sten Freunde tot sind, diese Stunden, in denen wir nicht mehr weiter wissen, können die gesegnetsten unseres Lebens sein, weil uns Gott dann einmal alles sein will: Vaterhaus und Freund, Mutterhand und Speise für den kommenden Tag, der Ort, wo wir unser Haupt hinlegen, und das Herz, in dem wir Ruhe finden können, wo wir wieder einmal ganz wie die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde sind, die sagen: Ich habe gar nichts, und jetzt muß deine Hand mir alles sein.

Die Väter unseres Glaubens haben fast alle durch dieses Sperrfeuer hindurchgemußt, sie haben das Schicksal unseres Meisters an Verfolgungen und Nöten als ihr eigenes erlebt, sie waren oft ärmer als die Füchse mit ihren Gruben und die Vögel unter dem Himmel mit ihren Nestern und manchmal auch hungriger als das ärmste Tier. Aber als ihnen dann Gott Gruben und Nester und Brot wiedergab, da haben sie dies alles als Verwandelte und anders genossen als früher und haben die dunklen Stunden seliggepriesen, in denen der »kommende« Tag in schrecklicher Dunkelheit vor ihnen lag und sie noch nicht wußten, daß er nur eine ganz dünne Wand bildete, die sie von den größten Überraschungen Gottes schied, und ihnen statt des kommenden Tages mit seiner Angst die Ewigkeit geschenkt werden sollte.

Auf alle diese Wunder, die Gott für uns bereit hat, sollen wir blicken: auf die Überraschungen an der nächsten Wegstrecke, auf die Aufgaben, die er uns

stellt, und auf die vielen Freundlichkeiten, die er am Wege auf uns warten läßt: Vom Händedruck eines wildfremden Menschen bis zum Lächeln eines Kindes, auf alles das sollen wir blicken, denn das hat Gott mit uns vor, darum lehrt Jesus uns die Frage: »Wozu?«. Gott ist ein Gott der Gaben und der Aufgaben.

Und so sehen wir am Schluß: Alles wird uns unter den Händen verwandelt, wenn wir an der Hand unseres Herrn auf die großen Ziele Gottes loszugehen bereit sind.

Da ist die Befleckung unseres Gewissens, da ist unsere Schuld. An der Hand Jesu dürfen wir auch da mit Furcht und Zittern fragen: »Wozu?« und dürfen uns von Paulus die Antwort geben lassen: Auf daß die Gnade um so mächtiger werde, daß das Kreuz uns um so größer und der Herr uns um so lieber werde.

So ist Jesus der Erlöser unserer Herzen und der Wandler aller Dinge. Er lehrt uns, auf die großen Ziele Gottes zu blicken, weil er selber an diesem Ziele steht. Er ist ja der, der wiederkommen wird, wenn es soweit ist. Auf diese Vollendung seines Werkes ist alles ausgerichtet: Die Tränensaat vieler Schreckensjahre, sie soll aufgehen in einem frommen und guten Herzen »als Saat, von Gott gesät, am Tage der Ernte zu reifen«. — Die ausweglose Verwirrung unter den Völkern und die Ruinenfelder stolzer Traditionen: sie sind die schrecklichen Fanale des gottgelösten Menschen, der am Ende ist und der nun gefragt wird, ob er sich zu einem neuen Anfang rufen läßt. — Die Nöte

deines und meines Lebens, sie sind der dünne Boden unter unseren Füßen, der wankt, weil Gott uns auf-fangen will.

Alles ist voller Ziele und Verheißungen. Die Luft ist erfüllt von der Frage Gottes, ob wir bereit sind, auf ihn einzugehen und anzufangen mit dem, was er mit uns vorhat. Das meint Jesus, wenn er sagt, die Dunkelheit im armen Leben des Blindgeborenen, die Dunkelheit in meinem und deinem Leben sei nur dazu da, daß die Herrlichkeit Gottes dadurch offenbar werden soll. Sie wird auf eine höchst überraschende Weise kommen und kundwerden. Sie wird so kommen und kundwerden, daß wir uns wundern müssen, denn Gott hat eine Zukunft für uns, und seine letzten Trümpfe sind noch gar nicht ausgespielt.

Darum also: »Erhebet eure Häupter, weil sich eure Er-lösung naht!«

DIE BESTÄNDIGE CHRISTUSFRAGE

Und als er in den Tempel kam, traten zu ihm, als er lehrte, die Hohenpriester und die Ältesten im Volk und sprachen: »Aus was für Macht tust du das? und wer hat dir die Macht gegeben?« Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: »Ich will euch auch ein Wort fragen; so ihr mir das saget, will ich euch sagen, aus was für Macht ich das tue: Woher war die Taufe des Johannes? War sie vom Himmel oder von den Menschen?« Da gedachten sie bei sich selbst und sprachen: »Sagen wir, sie sei vom Himmel gewesen, so wird er zu uns sagen: Warum glaubet ihr ihm denn nicht? Sagen wir aber, sie sei von Menschen gewesen, so müssen wir uns vor dem Volk fürchten; denn sie halten alle Johannes für einen Propheten.« Und sie antworteten Jesu und sprachen: »Wir wissen's nicht.« Da sprach er zu ihnen: »So sage ich euch auch nicht, aus was für Macht ich das tue.«

Matthäus 21, 25–27

Der sogenannte »liebe Heiland«, den wir uns immer wieder nur vorstellen möchten als den, der die Kinder segnet, der mit unendlicher Geduld den Verlorenen nachgeht und der selbst noch seinen sadistischen Henkern vergibt, dieser sogenannte »liebe Heiland« schließt hier ein Gespräch über bewegende und schicksalhafte

Glaubensfragen dadurch ab, daß er mit lautem Knall die Tür zuschlägt und seine Hörer einfach stehen läßt. Darf ein seelsorgerliches Gespräch so schließen?

Über dieser Geschichte liegt eine ungeheure Spannung. Sie beginnt mit der Frage: »Aus was für Macht tust du das? und wer hat dir die Macht gegeben?« Offenbar kommt diese Frage aus einer ehrlichen Bedrängnis des Herzens. Und doch schließt das Gespräch mit dem lapidaren Satz Jesu: »So sage ich euch auch nicht, aus was für Macht ich das tue.«

Fühlen wir uns nicht alle von dieser Absage mit betroffen und zurückgestoßen? Was wollen wir dazu sagen?

Vor allem: Was haben die Leute getan, daß Jesus so hart mit ihnen umspringt? Denn offenbar haben sie etwas Schwerwiegendes getan.

Wie mancher von uns beklagt sich darüber, daß es um Gott so entsetzlich still sei und daß er vor allem, was mit Christus zu tun hat, stehe wie vor einer verschlossenen Tür. Schließlich meint er vielleicht sogar, es sei überhaupt nichts an der ganzen Geschichte, sonst müsse man doch mehr davon merken. — Angesichts dieser Lage der Dinge müssen wir fragen: Sollte jenes tödliche Schweigen, jene beklemmende Stille um Gott nicht daran liegen, daß er schweigen will, und zwar einfach deshalb, weil es mit uns noch nicht so weit ist, daß er zu uns sprechen kann?

Wie dem auch sei: Wir spüren sofort, daß es eine Frage unseres Lebens ist, die hier anklingt, und daß

wir in einer sehr direkten und unüberhörbaren Weise in die Geschichte mit verwickelt sind.

Die Geschichte setzt, wie gesagt, damit ein, daß verschiedene kirchlich und öffentlich angesehene Männer zu Jesus hingehen und fragen: Aus welcher Macht tust du deine Taten? Wer hat dir die Macht gegeben? Wer bist du? — Wie ist es zu dieser Frage gekommen?

Jesus hatte durch seine Worte, durch seine Taten und seine ganze Art ungeheuren Eindruck auf die Menschen gemacht. Zunächst sprach er schon ganz anders als die anderen Prediger. Man sagte von ihm: »Er predigt gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer.« Worin lag dieser Unterschied zu Schriftgelehrten und Pharisäern? Sprach er etwa leidenschaftlicher, packender, suggestiver, wußte er mehr von göttlichen Dingen zu sagen als sie? Das alles mochte stimmen, wir wissen es nicht. Aber jedenfalls war dies nicht das Entscheidende.

Dieses Entscheidende lag vielmehr in folgendem: Die Prediger (also die Schriftgelehrten und Pharisäer) verkündeten mit großem Ernst den Willen Gottes in seinem Gesetz, sie sprachen von seiner suchenden Vaterliebe, von seiner Vergebung, von seinem Bund, den er mit den Menschen geschlossen habe. Jesus hat zwar dieselben Themen, spricht aber in einer umstürzend andern Art darüber — oder vielmehr: er spricht überhaupt nicht »darüber«, sondern indem er spricht, greift er handelnd und schöpferisch und völlig neue Tatsachen schaffend in alle diese Dinge um Gott ein.

Steht er vor einem schuldbeladenen Menschen, dann hält er ihm keine Predigt, geschweige denn einen »Vortrag« über das Thema, daß Gott ein Richter sei, vor dem er vergehen müsse, daß Gott aber auch Barmherzigkeit habe und vielleicht einmal Gnade für Recht ergehen ließe, wenn man sich recht zu ihm stelle. Sondern wenn Jesus vor einem solchen Menschen steht, dann sagt er ihm in Vollmacht und auf den Kopf zu: »Dir sind deine Sünden vergeben!« Wenn er das aber sagte, spürte der Mensch, wie seine Ketten zu Boden fielen, er konnte aufstehen und als ein neues Geschöpf davongehen. Wenn Jesus zu einem Menschen sprach, dann war das mehr als ein »Wort«, dann war das ein Vollzug, dann war das eine schöpferische, eine neumachende Tat. Das konnte kein Mensch. Hier spürte man das, was in der Sprache des Neuen Testaments »Vollmacht« heißt.

Dazu kam die ganze Art, wie er mit dem Leid in der Welt fertig wurde, mit den Krankheiten, mit dem Tod, mit den Sorgen. Die Prediger konnten auch sagen: Einmal kommt der Tag Gottes, an dem er abwischen wird alle Tränen von den Augen, der Tag, an dem es kein Leid mehr geben wird und kein Geschrei. Aber dort, wo Jesus hinkommt, geschieht noch etwas anderes. Da stehen die Lahmen buchstäblich auf, jetzt schon auf, und beginnen zu gehen, den Blinden werden die Augen geöffnet, die Armen werden fröhlich und die Geschundenen beginnen zu loben. Wo Jesus hinkommt, da ist die Luft schon jetzt zeichenhaft erfüllt

von Andeutungen dessen, was Gott einmal in Fülle und unübersehbar tun wird. Da beginnt schon das Wetterleuchten des kommenden Gottestages am Horizont.

Als die Leute dies alles sehen, können sie nicht anders als ihn fragen, wer er eigentlich sei und woher er die Macht zu alledem nehme. Sie müssen trotz aller Skepsis, trotz aller Antipathie und trotz aller sozialen und weltanschaulichen Vorbehalte gegenüber dieser »Sensation aus Nazareth« feststellen: Er ist schlechterdings anders als wir.

Und darum stellen sie die Frage nach seiner Macht.

Diese Frage bedeutet also einfach: Jesus von Nazareth, was steckt eigentlich hinter dir? Bist du wirklich anders als wir?

Gewiß, irgend etwas ist anders als bei uns und irgend etwas hast du an dir. Du hast eine geheimnisvolle Macht über Menschen und Dinge, und keiner kann die Zeichen tun, die du tust.

So werden die Menschen weiter und durch die Jahrhunderte hin mit ihm reden, sie werden mit ihm hadern und hinter sein Geheimnis zu kommen trachten:

Du hast ein Feuer angezündet auf Erden, Nazarener, es eilt wie ein Weltenbrand um den Globus, es überspringt die Ozeane und dringt in die fernsten Kontinente. Noch nach Jahrtausenden wird es das tun.

Du hast Macht, Jesus von Nazareth! Kein Zweifel, denn keiner unter allen, die Menschenantlitz tragen,

hat sich so durchgesetzt wie du. Millionen haben sich für dich in die Kerker werfen, von den Löwen fressen, auf die Guillotinen schleppen lassen und haben dich mit ihrem letzten Seufzer gelobt.

Kein Zweifel, daß du Macht hast, Jesus von Nazareth, Macht, wie sie nie ein sterblicher Mensch besaß. Cäsaren, Kaiser und Diktatoren haben Reiche gegründet, die in die Ewigkeit dauern sollten, sie haben ihre Grenzen befestigt, gigantische Heere geschaffen, sich als Heilande preisen lassen, aber all ihre Herrlichkeit ist in die Winde zerstoßen. Neue Kulturen und Weltreiche sind darüber gewachsen und haben ebenso das Zeichen ihrer Untergänge an der Stirn getragen. Auf jeden noch so strahlenden Aufstieg ist mit völliger Sicherheit die Götterdämmerung gefolgt. Das ist Menschenschicksal und wird es immer bleiben.

Du aber bist geblieben, Jesus von Nazareth, und hast doch kein Reich gegründet und keine Wehrmacht gehabt. Du hast die zwölf Legionen Engel, die dir zur Stabilisierung deiner irdischen Herrschaft dienen konnten, nicht herbeigerufen. Du hattest nur ein paar Jünger, die im kritischsten Augenblick deines Lebens an dir irrewurden und davonliefen.

Du bist an einem Galgen in armseligem Niemandsland gestorben, und die Weltgeschichte ist über dich hinweggegangen. Doch nein, es ist umgekehrt. Du gehst über die Weltgeschichte hinweg. Immer wieder hören wir deinen Schritt. Die Sterbenden auf den Schlachtfeldern blicken auf, wenn du in ihre letzten

Stunden kommst, den Schuldbeladenen huscht ein Schein über das Antlitz, wenn du ihnen die Ketten nimmst, die Geängsteten und Versorgten bekommen Ruhe in ihren Blick, wenn sie dein Wort hören: »Fürchte dich nicht.« In allen Armen und Verachteten gehst du immer wieder neu über die Erde. Deine ewige Wanderschaft hüllt sich in die Maske der Ärmsten.

Ja, du bist geliebt, du rätselhafter Nazarener. Manchmal schienst du freilich verschüttet, und ganze Epochen haben dich totgeschwiegen. Aber immer wieder bist du aus deinem versiegelten Grab emporgefahren und hast es die Menschen ahnen lassen, daß du der Heiland und heimliche Regent der Welt bist.

So sprechen die Menschen aller Jahrhunderte auf Jesus ein, und am Schluß fragen sie ihn: Spürst du denn nicht, wie uns deshalb die Frage umtreibt, wer du bist und aus welcher Macht du das alles tust?

Wer bist du, Jesus von Nazareth?

Bist du eine Persönlichkeit von ungeheurer suggestiver Kraft, daß du das fertigbringst? Bist du ein Genie der Menschenbehandlung, daß du die Leute so an dich kettest und sie für dich leben und sterben läßt? Bist du ein kluger Psychologe, ein geschickter Taktiker der Seele, daß du die religiösen Bedürfnisse der Menschen ausnützt und dich für Jahrtausende unentbehrlich machst?

Oder — oder — bist du Gottes Sohn, bist du der ganz Andere, bist du allein »von oben her«, während wir

ändern alle »von unten« sind? Ist es Gottes eigenes Vaterherz, das in dem deinen schlägt, wenn du dich niederbeugst zu den Armen und Kranken? Ist es Gottes eigene Hand, wenn du die deine heilend auf die verwundeten Gewissen und kranken Körper legst?

Bitte, sag es uns, wer du bist: Woher hast du deine Macht? Von Gott oder den Menschen?

Und nun frage ich euch, die ihr hier zuhört und die ihr dies lest: Stehen wir nicht alle miteinander im Sprechchor derer, die so fragen? Für wen von uns ist Jesus von Nazareth denn noch kein Problem gewesen?

Wir können der Frage auch folgende Wendung geben:

Ist Jesus irgendein Punkt in der Religionsgeschichte, irgendeine Station im Zuge ihrer komplizierten Abläufe, und sollen wir deshalb nicht mit Recht warten, daß dieser Punkt der Zeitlinie einmal durch einen anderen Punkt abgelöst und überholt wird, daß einmal eine neue Religion kommt, die uns Menschen des technischen Zeitalters besser entspricht, die moderner ist und all die vielen Gesichtspunkte einkalkuliert und berücksichtigt, die wir Heutigen gerne einkalkuliert und berücksichtigt sehen möchten? Leben wir so nicht in einem Interim zwischen Christentum und kommender Religion, »zwischen Ende und Beginn«, wie es Martin Hieronimi einmal ausgedrückt hat?

Oder — ist Jesus der, der einst der zu Ende gehenden Geschichte aus der anderen Richtung entgegenkommen

wird? Der als einziger dem großen Heerzuge der Menschheit von der anderen Seite entgegengeht? Ist er der Menschensohn, der König mit Sichel und Krone, der an seinem Tag auf den Wolken des Himmels erscheinen und als der König des kommenden Reiches proklamiert werden wird? Wenn es so wäre — dann freilich dürften wir keines andern warten.

An der Entscheidung dieser Frage hängt alles. Daran hängt zum Beispiel auch die Antwort auf die Frage, was denn die christliche Kirche sei: ob sie ein religiöser Verein sei oder aber eine Institution, die die Pforten der Hölle nicht überwinden dürfen. Daran hängt weiter die Antwort auf die Frage, was denn die Bibel sei: ob sie nur ein literarisches Produkt von antiquarischem Wert oder ob sie das Buch des Lebens ist, mit allen Tröstungen dieser und der zukünftigen Welt.

Man kann sich deshalb vorstellen, daß die Mienen der Fragenden aufs äußerste gespannt waren. Denn auf dem Fundament dieser kleinen Frage ruhte ihr ganzes Leben. Wenn Jesus nämlich antwortet: Ich habe meine Macht von Gott, ich bin der Sinn der Geschichte, und einmal am Jüngsten Tage werde ich kommen, zu richten die Lebendigen und die Toten, diese Macht habe ich, dann können sie nicht so weiterleben wie bisher. Dann kommt schlechterdings alles darauf an, mit diesem Christus ins reine zu kommen. Dann müssen sie und dann muß ich anders als bisher über das Schuldproblem in meinem Leben denken; dann muß ich diese

entscheidende Lebensfrage in Ordnung bringen; dann muß ich mich anders zu meinen Mitmenschen stellen, denn dieser Jesus hat sie zu seinen Brüdern gemacht und sie damit meiner Liebe aufgegeben; dann muß ich unter seinen Augen an die Arbeit gehen, in seiner Hut in die Schlachten schreiten, in meiner Einsamkeit an seine Hand mich klammern und noch in meinem letzten Stündlein mich seiner getrösten.

In dieser einen Frage nach Christus verdichten sich im Grunde alle anderen Lebensprobleme. Deshalb liegt auch eine so elektrische Spannung über dieser Geschichte.

Wie ungeheuer diese Spannung um Christus sein kann, habe ich einmal erlebt, als ich seelsorgerlich mit einem jungen gottgläubigen Soldaten zu tun hatte, der in einem Lazarett auf seinen Tod wartete. Ich erfuhr bei meinem Besuch, daß vorher der katholische Geistliche bei ihm gewesen sei, daß er gebeichtet und den Entschluß kundgetan habe, katholisch zu werden. An diesem Christus müsse etwas sein, hatte er gesagt, er habe das an seinen christlichen Kameraden bemerkt. Wenige Stunden später aber bäumte sich alles aufs neue in ihm auf; die Christusfrage, so lange umgangen, wollte sich ihm nicht lösen, und mit letzter Kraft warf er die Wärmflasche nach dem Kruzifix, das an der Wand seines Krankenzimmers hing.

So kann diese Frage bis ins Körperliche hinein zu einer geballten Ladung werden, die einen zerreißt. Besonders wenn sie, wie in diesem Fall, immer wieder

vertagt worden ist und nun einfach in der letzten Stunde auf den Plan tritt und sich diesmal nicht mehr abweisen läßt.

Was wird Jesus tun, wenn die Menschen, wenn du und ich mit diesen fragenden Augen vor ihm stehen? Muß er nicht ja oder nein sagen, muß er das nicht, ganz einfach um des Seelenfriedens dieser Leute, um meines und deines Seelenfriedens willen?

Statt dessen antwortet er: »Ich will euch auch ein Wort fragen.« Er stellt also eine Gegenfrage.

Das tut Jesus eigentlich immer in seinen seelsorgerlichen Gesprächen. Er lehnt es ab, einfach nur zu antworten auf unsere Lebensprobleme, zum Beispiel auf die Frage, was der Sinn unseres Lebens sei, was nun gelten solle, Gott oder das Schicksal, was mit uns nach dem Tod geschehe. Er lehnt es ab, einfach eine solche Antwort uns gebrauchsfertig vor die Füße zu legen.

Sondern Jesus zwingt uns selber seine Fragen auf. Er sondiert und nimmt eine Prüfung mit uns vor. Wer hier ausweicht, kann gleich wieder gehen, er kommt nie dahinter, wer Jesus ist und von wem er die Macht hat.

Diesmals stellt er die völlig unerwartete Frage: »Woher war die Taufe des Johannes? War sie vom Himmel oder von Menschen?«

Welchen Zweck mag er mit dieser Frage verfolgen, mit dieser sehr befremdlichen Frage, die sich nicht nur im Ton zu vergreifen, sondern auch in der Situation der Frager zu irren scheint? Der einzige Zweck dieser

Frage ist der, festzustellen, ob den Leuten ihre Christusfrage wirklich und bis ins letzte Ernst ist. Ihre Ernsthaftigkeit kann man nämlich ganz einfach daran erkennen, ob sie bereit sind, sich festlegen zu lassen und verantwortlich Stellung zu nehmen. Einmal müssen sie nämlich bereit sein, auf Grund der Gegenfrage Jesu sich Gott gegenüber festlegen zu lassen: Wenn sie nämlich zugeben, der Bußprediger Johannes habe in göttlichem Auftrag gehandelt und gepredigt, dann legen sie sich fest als solche, die mit Gott nicht in Ordnung sind; denn eben dies und nichts anderes hatte der Täufer Johannes behauptet. Dann bekennen sie: Wir, vor denen die Leute Respekt haben, sind vor Gott arme, verunglückte Existenzen, wir müssen umkehren, wenn uns Gott soll gebrauchen können. Wir müssen ganz neu werden. Dies und nichts anderes müssen sie dann ohne Wenn und Aber zugeben. Darauf müssen sie sich »festlegen« lassen.

Oder aber sie müssen bereit sein, sich vor den Menschen festzulegen und offen die These zu vertreten: Johannes hat nicht recht gehabt, er war ein menschlicher, allzu menschlicher Schwärmer und Schwarzseher. Wenn sie sich darauf festlegen, begeben sie sich zweifellos in Lebensgefahr, denn diese Behauptung ist so unpopulär, daß sie Gefahr laufen, dafür den Schädel eingeschlagen zu bekommen. Sie dürfen es ruhig sagen, daß Johannes ein Schwärmer gewesen sei, Jesus wird ihnen das nicht übelnehmen, aber wenn sie es sagen, dann sollen sie auch die Folgen auf sich

nehmen. Daran wird Jesus dann sehen, ob es ihnen Ernst ist. Ob es ihnen Ernst ist (wie auch immer sie diese Frage beantworten!), darauf kommt alles an.

Es gibt ja einen Typ des religiösen Fragers — wir haben ihn in der Geschichte von Nikodemus vor uns —, der es zweifellos nicht ernst meint, der sich darin erschöpft, große Diskussionen über weltanschauliche und religiöse Themen vom Stapel zu lassen, der gerne im Halbdunkel dieser prickelnden Probleme schweift, der sie beim Tee behandelt und dabei seinen Geist brillieren läßt. Vielleicht ist er auch philosophisch geschult, und man merkt ihm die Durchdachtheit seiner Gründe und Gegengründe an. Das ist alles möglich. Aber eines will der religiöse Diskussionsredner auf keinen Fall: Er will sich nicht festlegen lassen! Er will keine Entscheidung fällen, er ist nicht gewillt, sich von Jesus aus der Bahn werfen zu lassen. Alles, was er sagt, soll sich nur unverbindlich auf der Ebene des Geistes bewegen, aber um Gottes willen nicht den Charakter des Ernstfalles annehmen!

Wir können nun immer die Beobachtung machen, daß Jesus Christus dieser Art Mensch keine Antwort gibt. Er gibt nur denen Auskunft, die wirklich bereit sind, sich in den Ernstfall mit Gott hineinzuwagen; den bloßen Zaungästen und Zuschauern versagt er sich. Es gibt eben Dinge im Leben, die nur im Einsatz, nur im Ernstfall erkannt werden können.

Jetzt verstehen wir wohl, was Jesus mit seiner Gegenfrage sagen will:

Bist du bereit, eventuell (das heißt wenn dir klar werden sollte, daß ich Gottes Sohn bin) dein ganzes Leben zu ändern und zu revidieren? Bist du bereit, ganz Ernst damit zu machen und auch vor die Menschen hinzutreten mit deinem Bekenntnis, selbst wenn das unpopulär sein sollte (so wie es unpopulär gewesen wäre zu behaupten, die Taufe des Johannes sei nur Menschenwerk gewesen)? Nur dann wirst du erkennen, wer ich bin, nur dann! Die bloße Neugierde nach Jesus von Nazareth und ein unverbindliches Gottsucherspielen bringt dich nicht zum Ziele.

Nur wer die richtige Einstellung, nämlich die Einstellung des Gehorsams zu Christus hat, bekommt ihn in den richtigen Blickwinkel. Nur der erlebt die Petrusstunde von Cäsarea Philippi, wo er sagen muß: »Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!«

Wer diesen Ernstfall nicht mitmacht, kommt nie darüber hinaus, in Jesus einen bedeutenden und menschlich anerkennenswerten Religionsstifter zu sehen, von dem man sich nach angemessener Frist durchaus abwenden darf, um nach neuen Religionsstiftern Ausschau zu halten. In unzähligen Debatten über Christus habe ich die Erfahrung gemacht: Das, was zwischen den Menschen und Christus steht, sind eigentlich kaum jemals Gründe der Vernunft, sondern Sünden. Man wollte dieses und jenes nicht verlassen, man wollte bestimmte Vorbehalte und Reservate und Privilegien Gott gegenüber behalten, und deshalb

durfte Christus nicht Christus sein, weil es dann damit aus gewesen wäre. Wer sich nur in unverbindlicher sogenannter »Gottgläubigkeit« gefällt (die nichts kosten soll), darf sich deshalb nicht wundern, wenn er vor den Kulissen sitzenbleibt und die entscheidende Frage seines Lebens, die Christusfrage, verfehlt. Alle sogenannten Sympathien gegenüber dem Christentum helfen ihm weniger als nichts. »Nur wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, wird innewerden«, von wem ich die Macht habe, ob meine Lehre von Gott ist und wer ich bin.

Jetzt spüren wir, wie Jesu stille Worte weitergehen: Du wirst nicht fertig mit der Frage, wer ich bin? Du zergrübelst dir den Kopf über die Dogmen, über meine Gottmenschheit, über Jungfrauengeburt und Ähnliches? Versuch statt dessen einmal etwas in meinem Namen zu tun, meinetwegen, »als ob« ich schon in deinem Leben wäre. Versuch einmal, dein Leben mir zuzuordnen, reiche einem Durstigen in meinem Namen einen Becher Wasser, vergib einem andern, weil ich dir auch vergab. Übergib mir eine Leidenschaft, an der du hängst; wage, mir dein innerstes Herz bloßzustellen und vor mir ein Sünder zu werden. Wage es, dein Herz vor mir eine Mördergrube sein zu lassen, auch wenn es wehe tut. Sei gewiß, daß du dann auf einmal ganz anders über dich denken, eine ganz andere Stellung zu mir finden wirst, als du es je vermuten und erträumen konntest, da du mit theoretischen Gedanken nach mir suchtest.

Nur wer ihn einmal so, gleichsam »vorweg« liebt, wer ihn einmal so zu lieben wagt, wird das Geheimnis Gottes, auch des Kreuzes, des Christfestes, des Karfreitags und des Osterfestes, verstehen.

Wer ihn so liebt, daß sein Verhältnis zum anderen Menschen dadurch gereinigt wird, daß es ausstrahlt in seinen Beruf, in seine Gespräche, in die Art, wie er sein Schicksal trägt; wer in allen Lebenslagen und Geschichtsläufen, von denen andere umgeworfen werden, zu sprechen wagt: »Dennoch bleibe ich stets an dir«; wer dann sagt: Ich bleibe dein liebendes Kind, auch wenn dein Angesicht einen Augenblick verschwunden ist und die schreckliche Kulisse des Rätsels sich davorzuschieben scheint; wer ihn so liebt von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von allen Kräften; wer sich ihm einfach hingibt und es einmal mit ihm riskiert; wer sich ihm vor die Füße legt: Nun mach mit mir, was du willst, du Nazarener, wer du auch seist, ob du ein Mensch bist oder Gottes Sohn, ob du das Herz des Vaters bist oder ein erdichteter Traum menschlicher Sehnsucht, hier hast du mich einmal auf Probe; wer ihn so liebt — den wird er nicht hinausstoßen und der wird nicht zum Narren werden in seiner Hoffnung.

Wer ihn so liebt, dem wird er erscheinen als der, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, dem wird er sichtbar werden als einer, der Vollmacht hat, Sünden zu vergeben und Ketten zu zerreißen.

Indem er mir aber so erscheint, wird mir ein Wort von den Lippen strömen, das ich bei allem religiösen Grübeln nicht finden konnte, jenes Wort, das die fragenden Pharisäer nicht sprechen durften, das aber ausgerechnet der Zweifler Thomas sagen mußte, das Wort:

»Mein Herr und mein Gott!«

DAS SCHWEIGEN GOTTES

Und Jesus ging aus von dannen und entwich in die Gegend von Tyrus und Sidon. Und siehe, ein kanaanäisches Weib kam aus derselben Gegend und schrie ihm nach und sprach: »Ach Herr, du Sohn Davids, erbarme dich mein! Meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt.« Und er antwortete ihr kein Wort. Da traten zu ihm seine Jünger, baten ihn und sprachen: »Laß sie doch von dir, denn sie schreit uns nach.« Er antwortete aber und sprach: »Ich bin nicht gesandt denn nur zu den verlorenen Schafen von dem Hause Israel.« Sie kam aber und fiel vor ihm nieder und sprach: »Herr, hilf mir!« Aber er antwortete und sprach: »Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde.« Sie sprach: »Ja, Herr; aber doch essen die Hündlein von den Brosamlein, die von ihrer Herren Tisch fallen.« Da antwortete Jesus und sprach zu ihr: »O Weib, dein Glaube ist groß! Dir geschehe, wie du willst.« Und ihre Tochter ward gesund zu derselben Stunde.

Matthäus 15, 21—28

Diese Frau ist eine von den Rand- und Nebenfiguren in der Welt des Neuen Testaments. Sie steht nicht im hellen Scheinwerferlicht derer, die im Geschehen um Jesus von Nazareth eine Hauptrolle spielen: sie ist

kein Jünger, kein Hoherpriester, kein Prophet, kein Pontius Pilatus. Diese alle haben das Rad der Geschichte weiterzutreiben. Diese alle wissen auch etwas von diesem Jesus, sei es als Nachfolger oder als Gegenspieler in dem großen Drama, das damals über die Weltbühne ging. Diese Frau treibt weder die Geschichte weiter, noch weiß sie Wesentliches von Christus. Sie weiß kein Glaubensbekenntnis herzusagen, sie ist völlig unberührt von der Frage, ob Jesus die Welt erobern wird oder ob er leiden muß, sie ahnt bestimmt nichts von dem Christus-»Problem«, sie ist ein armes, unbekanntes Weib, irgendwo hinter der Grenze von Tyrus und Sidon; sie ist eine Nebenfigur, wie wir sie im Helldunkel Rembrandtscher Gemälde an den Seiten und Rändern beobachten können.

Und doch fällt auf diese Gestalt, die nichts wußte und nicht geschichtlich handelte, plötzlich das Licht der Augen Jesu. Er sagt ihr das erstaunliche Wort: »Dein Glaube ist groß.« Ein solches Wort hat er zu keinem seiner Jünger gesagt, die doch um seinetwillen alles verließen. Nur einem Menschen hat er es außerdem gesagt, und das war wieder eine Nebenfigur ohne Namen, nämlich der heidnische Hauptmann von Kaper-naum.

Was hat sie denn getan, daß Jesus ihren Glauben so rühmen konnte? Nichts anderes als dies, daß sie Jesus begegnet ist und die Hände nach ihm ausgestreckt hat. Es sind heute bestimmt Leute unter uns, die mit diesen oder jenen »Dogmen« nicht fertig werden können,

die Zweifel haben, die sich kaum in eine Kirche trauen. Sie sollen ihre Ohren aufmachen und von dem großen Glauben hören. Denn dieser Glaube besteht nicht in einem »Für-wahr-Halten« oder in irgendeinem dogmatischen Fassungsvermögen, sondern in einem Ringen, in einem Gespräch mit Gott.

Man kann sehr deutlich erkennen, wie so ein dramatisches Gespräch mit Gott verläuft: Da wird laut gerufen, da wird verhandelt, wird Gott die Not dargelegt, wird geschwiegen — da gibt es gefährliche Pausen, da kommen Augenblicke, wo jedes Verstehen jäh abbricht, wo es Krisen gibt und man jeden Moment denkt: jetzt muß einer von beiden aufstehen und hinausgehen, und wo endlich eine Gemeinschaft entsteht, wo Jesus Christus aufsteht, uns seine Hand für Zeit und Ewigkeit reicht und sagt: »Wohl dir, du Kind der Treue . . .« Es ist alles in diesem Gespräch darinnen: Schweigen, Ablehnung, Pausen, Annahme. Leute, die so mit Jesus reden wollen, die sollen heute zuhören: wir haben von einer tiefsinnigen, ja von einer unergründlichen Geschichte des Neuen Testaments zu reden.

Wie fängt es an, daß die Frau zu Jesus kommt? Es heißt ganz schlicht: »Und siehe, ein kanaänisches Weib kam aus derselben Gegend.« Schon diese harmlosen Worte haben ihr Gewicht. Denn indem sie herzukommt, muß sie Vorurteile überwinden, die ihr Volk gegenüber der Gestalt des Nazareners hegt. Sie muß sogar über die Grenze eines andern Landes — sie muß

einen Lebensraum betreten, der »völkisch« und »weltanschaulich« durch einen Abgrund getrennt ist von allem, was sie umgibt und daheim Geltung besitzt. Und endlich steckt in dem »Kommen« ein Wagnis: sie kennt ihn nur vom Hörensagen, und dieses Gerücht könnte ja trügen. Sie konnte furchtbar hineinfallen, sie nahm das Risiko auf sich, den Gang vergeblich zu tun und nicht nur enttäuscht, sondern auch blamiert zurückzukehren.

Aber so fängt aller Glaube an. Man muß einmal zu Jesus kommen, selbst auf das Risiko hin, eine Enttäuschung einzustecken. Wäre sie zu Hause geblieben, hätte sie die Grenze nicht wagend überschritten: Jesus wäre darum nicht weniger der Christus gewesen, aber sie hätte den Kreis seiner Segnungen nicht betreten und wäre allein und ohne Hoffnung geblieben.

Auch uns geht es nicht anders: Wir müssen die Grenze von Jahrtausenden überschreiten, um dieser Gestalt des Nazareners nahezukommen. Wir müssen die Grenze eines fremden Landes überschreiten. Wir müssen immer wieder die Grenze des großen und lauten Geschehens um uns her überschreiten und in die tiefe Stille hinabtauchen, die um Jesus ist und die doch die Welt mehr bewegt und erschüttert als alle Vulkan- ausbrüche weltgeschichtlicher Katastrophen und Offenbarungen, wie sie in diesen Zeiten den Erdball erschüttern. — So ist sie also zu Jesus gekommen.

Aber so schnell, wie sie wohl denken möchte, wird sie nun nicht mit Jesus von Nazareth fertig. Es gibt

Proben, Pausen, Schweigen. Luther sagt, das Weib habe erst einige »Knüffe« aushalten müssen, ehe ihr Hilfe zuteil geworden sei.

Auf ihre Bitte hin schweigt Jesus; »er antwortete ihr kein Wort«. Das Schweigen Gottes ist die größte Belastungsprobe unseres Glaubens. Wer wüßte das nicht! Unwillkürlich denkt man an Dwingers Buchtitel »Und Gott schweigt«, mit dem er anklagend dem grausigen Geschehen in Rußland ein Motto gab. Aber was soll uns der Hinweis auf Bücher! Wissen wir nicht selbst ein Lied davon zu singen, ein Lied davon zu schreien?! Schweigt Gott nicht über so vielen Nöten und Zusammenbrüchen unseres Lebens? Da scheint nicht Stimme noch Antwort. Und selbst, wenn ich Gott doch zu hören meine — wenn ich ihn im Gericht höre als den, der den stolzen Wellen gebietet (Hiob 38, 11) —, schweigt er dann nicht im nächsten Augenblick doch schon wieder, wenn ich die Frage stellen muß: Warum gerade dies, warum gerade ich?

Genau wie wir hat Johannes im Gefängnis gefragt und gehadert; und es liegt ein großer Trost darin, daß nicht nur wir armen Leute des zwanzigsten Jahrhunderts solche gottverlassenen Fragen stellen und unter dem Schweigen Gottes leiden. Auch der Täufer hat gehadert mit der Frage: Wie reimt es sich zusammen, und ist es nicht zum Wahnsinnigwerden, wenn draußen im Sonnenlicht der sogenannte Messias seine Jünger durch die Lande führt, während sein Wegbereiter hin-

ter schalldichten Gefängnismauern so völlig ausgeschaltet ist und aufs Sterben warten muß? In verzweifelter Anklage bäumt er sich gegen dieses Schicksal des Schweigens Jesu auf: »Wie lange hältst du unsere Seele auf? Bist du Christus, sage es uns frei heraus.« Rufe es vom Himmel herunter, daß du es bist! Merkst du denn nicht, wie entsetzlich dein Schweigen auf uns wirkt? Siehst du nicht, wieviel barmherziger es wäre, wenn diese Stimme erschallen würde, so daß die Menschen hören müßten und nicht durch dein Schweigen auf die Folter gespannt und in die Qual der Unklarheit hinabgesenkt würden? Warum sich immer wund glauben und wund zweifeln? Warum machst du keine klaren Sachen, Gott?

Menschen würden nicht so lange schweigen über all dem, was passiert. Sie könnten die Stimme der Unglücklichen nicht so lange mit anhören. Aber wären sie darum barmherziger? Offenbar nicht. Die Jünger sind ja hier solche Menschen, denen das Schweigen Jesu zu weit geht und die den Jammer der Frau nicht mit ansehen können. Aber barmherziger sind sie deshalb noch längst nicht. Die Frau fühlt das auch deutlich, sonst hätte sie sich an die mürbe gewordenen und deshalb hilfreichen Jünger gewendet. Aber sie weiß genau: Die Jünger sind gar nicht barmherzig, wenn sie meinem Hilferufen nachgeben. Sie haben nur schlechte Nerven. Solche Leute gelten oft als besonders gemütvoll und nächstenliebend. Aber sie sind es nicht. Auch der Invalide und Bettler am Weg-

rand glaubt ja nicht an das Erbarmen der Menschen. Sonst würde er nicht seine Verstümmelungen so offen und erschütternd entblößen.

Die Frau hält sich lieber an den schweigenden Jesus statt an die Menschen. Offenbar will eben Gottes Schweigen mit andern Maßen gemessen sein als das Schweigen der Menschen. Das kanaanäische Weib greift hinter dies Schweigen. Es weiß: »Und ob es währt bis in die Nacht und wieder an den Morgen, so soll mein Herz an Gottes Macht verzweifeln nicht noch sorgen.« So ist es manchmal mit dem Schweigen Gottes über unseren Gebeten. Hinter dieser Stummheit werden die höheren Gedanken gedacht, wird Stein um Stein in Gottes Weltplan und unsern Lebensplan gefügt, auch wenn wir nur ein wirres und sinnloses Durcheinander von Steinen und Schicksalsbrocken sehen, das unter einem schweigenden Himmel zusammengewürfelt wird. Wie viele »sinnlose« Schicksalsschläge brechen hernieder: da wird gelebt, gelitten, Unrecht gelitten, gestorben, massakriert, anonym vernichtet — und das alles unter einem schweigenden Himmel, der nichts dazu sagt. Das größte Schweigen Gottes ist das Kreuz gewesen. Da durfte die Macht der Finsternis ihr letztes Aufgebot gegen Gottes Sohn entsenden, da waren die Dämonen losgelassen und die grausigsten Urinstinkte seit Adams Fall entfesselt. Und Gott — sagte nichts dazu. Nur ein Sterbender schrie laut in dies Schweigen hinein und fragte, warum, ja warum ihn denn Gott verlassen habe. Gott schwieg

auch dann noch, als selbst die stumme Natur in einer erschütternden Geste zu reden begann und der Sonne ihren Schein entzog. Die Gestirne schrien, und Gott schwieg.

Aber nun vollendet sich das große Geheimnis dieses Schweigens: Gerade diese Stunde, da Gott mit keinem Wort und keiner Silbe antwortete, war die Stunde der großen Weltenwende, war die Stunde, wo der Vorhang im Tempel zerriß und Gottes Herz mit allen seinen Wundern vor uns aufgetan wurde. Indem er schwieg, hat Gott mitgelitten; indem er schwieg, ist er die Bruderschaft des Todes und der Tiefe mit uns eingegangen und hat er um alles gewußt (während wir meinten: er ahnt von nichts oder ist gar tot) und hat er hinter dunklen Kulissen das Werk seiner Liebe getan: Von dieser Golgathanacht des Schweigens leben wir ja alle. Was wären wir ohne das Kreuz? Was wären wir ohne das Wissen, daß Gott seinen Sohn in die schweigenden Abgründe und dunklen Täler zu uns schickt, daß er uns ein Gefährte des Todes wird — während darüber seine »höheren Gedanken« gedacht werden und schon mit Macht auf Ostern zudrängen und auf jene herrlichen Erfüllungen, von denen wir keine Ahnung haben.

Wahrhaftig: Gottes Schweigen ist anders als das Schweigen der Menschen. Als Jesus schlafend und schweigend im Schiff lag, war er gütiger und seine helfende Hand war näher und gewisser, als das Angstgeschrei der schwankenden Jünger es ahnen ließ. Es

gibt kein Schweigen der Gleichgültigkeit bei Gott, auch damals nicht bei Jesus, sondern nur die höheren Gedanken – niemals ein schweigendes Schicksal. Das weiß diese Frau. Darum steht sie das Schweigen durch, und ihre Hände sinken nicht herab.

Nun folgt der zweite »Knuff« und damit die andere Probe des Glaubens. Das Schweigen wird plötzlich gebrochen. Man hört nur ein dumpfes Sprechen, und daraus heben sich zwei Sätze heraus, nämlich einmal: »Ich bin nicht gesandt denn nur zu den verlorenen Schafen von dem Hause Israel«, und ferner: »Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde.« Das heißt doch: du gehörst nicht zu den Kindern, die mir allein aufgetragen sind. Zwischen diesen dumpfen Sätzen gellt nur der jähe Aufschrei: »Herr, hilf mir!« Und dieser schrille Aufschrei, der wie eine Rakete auffährt, ist eingehüllt und scheinbar erstickt von der Macht des göttlichen Schweigens.

Was hat Jesus damit sagen wollen? Ganz einfach dies: Es gehört zur Ordnung des göttlichen Heilsplans, daß sein Werk beim Volke Israel beginnen sollte. An dieser Stelle der großen Menschheitslast sollte er den Hebel ansetzen. Und erst wenn das geschehen und erledigt war, sollte sein Werk weitergehen. Noch war diese erste Aufgabe nicht vollendet. Die »Völker« waren noch nicht an der Reihe. Darum war Jesus für diese Frau sozusagen noch gar nicht da, nicht »zuständig«. Mit andern Worten, die Frau muß wissen: Gott ist

wohl gut, aber er ist mir nicht gut; Jesus Christus ist wohl der Heiland, aber er ist nicht mein Heiland; es gibt wohl so etwas wie eine »Gemeinschaft der Heiligen«, aber ich gehöre nicht dazu.

Haben wir Ähnliches nicht schon alle einmal erlebt? Mancher wüßte es in dieser Stunde zu bekennen: Wie götig ist dieser ferne Jesus von Nazareth! Ich möchte wohl auch in seinem Frieden wohnen. Manches gute Wort von ihm hat mir in schweren Stunden wie eine Mutterhand über die Stirne gestrichen und mich zurechtgebracht. Und vielen mag es, wenn sie heute diese Worte hören, so gehen, wie es Faust in der Osternacht ging, als er in einem sehr gefährlichen und verzweifelten Augenblick seines Lebens, wo schon der Giftbecher seine Lippen berührte, plötzlich die Osterglocken vernahm, die ihn mit dem Erinnerungszauber seines Elternhauses und seiner Kindheit umgaben. Für viele mögen Jesu Worte auch ein solcher Zauber sein, der von ferne herübergrüßt.

Aber dann kommt das unerbittliche Wissen: »Ich gehöre nicht zu ihm.« Warum nicht? Da sind so viele Rätsel an seiner Gestalt. Da ist das Kreuz, da ist die Auferstehung, da sind die »Dogmen«. Wie gerne möchte ich in seinem Frieden wohnen, aber mit so und so vielem an Kirche und Christentum werde ich nicht fertig. Gewiß: ich möchte seine guten Worte wie Balsam in mich aufnehmen, aber ich möchte das andere nicht alles mitschlucken. Und endlich — das ist vielleicht das letzte Bedenken, warum man sich nicht

dazuzuzählen wagt —: Ob ich den Christenstand durchstehen könnte, wo er aus allen vier Windrichtungen angefochten ist, wo Gott immer wieder so entsetzlich unrecht zu haben scheint und Menschentrotz triumphiert, wo der Glaube an Liebe und Gerechtigkeit immer wieder in Stücke geht und der liebe Vater überm Sternenzelt zum Traum der Kinder wird? Ob ich das durchstehen könnte? Glücklich — denkt er vielleicht bei sich selbst —, wem ein solcher Glaube gegeben ist, der das alles bestehen kann! Aber mir ist es nicht gegeben, ich gehöre nicht dazu.

Wie viele werden so sprechen und darum das kanaani-sche Weib verstehen: Ich gehöre nicht dazu, ich kann nicht dazu gehören. Und manche glauben es auch genau zu wissen, warum sie nicht dazu gehören. Sie sagen: Es liegt alles daran, ob einer glauben kann oder nicht. Entweder man hat diesen Glauben, oder man hat ihn nicht. Entweder man hat diese religiöse Begabung, oder sie ist einem versagt. Ich kann einfach nicht glauben, ich habe diese Begabung nicht, ich bin davon ausgeschlossen. Glücklich, wer sie hat!

Und nun die Bereitschaft dieser Frau, die nicht nur meinte, sondern der es aus maßgeblichem Munde gesagt wurde: »Du gehörst nicht dazu!« Wie hat sie sich geholfen, und worin bestand der »große Glaube« dieser Frau, mit dem sie eine solche Situation meisterte? Doch nicht darin bestand dieser Glaube, daß sie ein besonderes Talent gehabt hätte, schwierige Dogmen und »Zwangsglaubenssätze« zu schlucken (davon hören

wir nichts). Und auch nicht darin bestand dieser Glaube, daß sie eine besondere religiöse oder metaphysische Begabung besessen hätte oder daß sie genügend unkritisch oder intellektuell harmlos gewesen wäre, um so und so viele Bedenken einfach fallenzulassen.

Ihr Glaube bestand in nichts anderem, als daß sie vertraute: Er kann mir helfen; und daß sie nichts anderes tat, als zu rufen und nach diesem Heiland zu hungern und zu dürsten. Das ist schon Glaube, meine Freunde, etwas von dem Hunger und Durst nach dieser hohen und helfenden Gestalt in sich zu spüren und das nun auch zuzugeben und zu Jesus hinzulaufen. Sind nicht gerade die Hungernden und Dürstenden und die Heimwehkranken von diesem Jesus seliggepriesen worden, und hat er nicht über die sein »Wehe« gerufen, die über der Sattheit und Sicherheit ihres korrekten Dogmenglaubens gar nicht mehr imstande waren zu bekennen: Nichts hab' ich zu bringen; alles, Herr, bist du —?! Die Menschen, die ein hungerndes Herz und einen zerschlagenen Geist haben, sind die Lieblinge Gottes.

Man kann nun mit diesem Hunger und Durst, mit dieser Sehnsucht, von der wir alle wissen, zweierlei anfangen, und das ist wichtig zu verstehen: Man kann entweder dieses Suchen und Hungern nach Frieden in sich unterdrücken, statt es herauszulassen, man kann es »verdrängen« und mit dem täglichen Kleinbetrieb unserer Werktag und ihrer Sorgen und Freuden erschlagen.

Oder man kann es wagen, man kann es riskieren, ganz einfach zu diesem Jesus hinzugehen, wie diese Frau es tat. Und wahrhaftig: Wir sollten dieses Wagnis einmal auf uns nehmen; denn eines steht fest — Augustin hat das gesagt —: »Wir würden Gott nicht suchen können, wenn er uns nicht schon gefunden hätte.« Daß diese Frau nicht locker ließ, lag daran, daß der Herr nicht locker ließ — mitten in seinem Schweigen.

Das Gespräch geht weiter. Im nächsten Augenblick erreicht es den Höhepunkt. Alles hält den Atem an. Wie wird die Frau darauf reagieren, daß Jesus sagte: Zwischen uns beiden steht eine Wand? Ob sie wohl auf ihre ganze Not hinweist, ob sie ihren »großen Glauben« als Empfehlungsbrief vorweist oder ob sie es doch so macht wie der Krüppel am Wegrand: ob sie auf das Mitleid Gottes spekuliert, ob sie dem verfällt, was Walter Flex einmal die »Gebetspanik der Feigen« nennt, ob sie zu weinen anfängt? — Es geschieht etwas völlig Unerwartetes, ja Ungeheures. Sie sagt: »Ja, Herr!« Das heißt: Ich muß dir recht geben, wenn du schweigst. Du hast ganz recht, wenn du an mir vorübergehst. Es ist keineswegs selbstverständlich, daß du mir hilfst. Du hast das Recht, vorüberzugehen, Jesus von Nazareth. Ich habe keinen Anspruch an dich. Es ist gut, sich die ungeheure Tragweite dieses Gedankens klarzumachen. Denn damit ist nichts Geringeres gesagt als dies: Es ist keineswegs selbstverständlich, daß ich von Gott angenommen werde. Es ist nicht selbstverständlich, daß du am Kreuz für mich gestor-

ben bist. Wir, die Christen in Deutschland und Europa, haben uns allmählich in bedenklicher und bedrohlicher Weise daran gewöhnt, daß uns die Gnade Gottes nachgeworfen wird. Voltaire hat voller Zynismus in diesem Sinne von der Vergebung Gottes gesagt: »C'est son métier — das ist sein Handwerk!« Nein, die Vergebung ist kein Handwerk Gottes! Es ist ja alles so namenlos anders, als es heute auf der Straße verkündigt wird. Das Reich Gottes wird uns nicht nachgeworfen. Nein, die Gnade Gottes kann auch schweigen. Wir können sie durch nichts beanspruchen. Es kann sehr wohl sein, und ich kann Gott keinen Vorwurf machen, wenn ich in meiner Todesstunde in eine düstere Nacht versinke und die eine Gestalt, die allein mit durch das dunkle Tor könnte, bleibt aus. Es ist keineswegs die Pflicht und Schuldigkeit Jesu Christi, meine Sünde zu tragen und mich über die schwarzen Grenzpfähle des Todes zu bringen. Daß uns Jesus annimmt, ist alles andere als eine Selbstverständlichkeit. Und ich wage es zu sagen: Kein noch so korrekter Kirchenchrist wird ins Himmelreich kommen, der sich nicht in seinem ganzen Leben immer wieder wundert, daß ihm nun doch Erbarmen widerfahren ist: »Ich hatte nichts denn Zorn verdient und sollt bei Gott in Gnaden sein?« Sollte? Es beginnt schon eine junge Schar von Christen unter uns aufzustehen, die der vielfältigen Lehren modernen Heidentums müde geworden und heimgekehrt ist. In deren Augen steht das Verwundern oft deutlicher und realistischer geschrieben als in den Augen derer,

die aus gesicherter Vätertradition kommen — ich meine das Verwundern darüber, daß es wirklich noch etwas anderes gibt als den großen, unverbindlichen Herrgott über den Sternen, daß es die Herabkunft und die Vergebung und die Schmerzen Gottes für seine Kinder gibt. Vielleicht, daß Gott uns das christliche Abendland mit seiner Saturiertheit erst einmal wie einen Teppich unter den Füßen wegziehen muß, damit wir solche Verwunderten, weil im Sturze Aufgefangenen werden.

Das alles steckt in dem »Ja, Herr!«. Das kümmerliche Weiblein wird damit der Gnade gerecht, die auch vorübergehen kann. Es dürfte deshalb noch längst nicht rufen: Fluch dir!

Wir nähern uns jetzt dem Ende dieses dramatischen Gesprächs. Die Frau fährt fort: »Und doch essen die Hündlein von den Brosamlein, die von ihrer Herren Tische fallen.« Und doch! Darin liegt scheinbar ein Widerspruch, nachdem sie vorher bedingungslos ja gesagt hatte. Macht sie nicht einen Rückzieher und fängt sie nicht an, inkonsequent zu werden?

In dieser Inkonsequenz — wenn man so sagen soll — liegt das ganze Geheimnis des Gebets. Im Vaterunser geschieht ja genau dasselbe. Dort sagen wir auch: »Dein Wille geschehe«, und damit wiederum nichts anderes als »Ja, Herr!«, und trotz dieses »Ja« bitten wir dann doch um unser tägliches Brot und um viele andere Dinge. Wie klärt sich dieser Widerspruch auf? Ich sagte schon: Wir stoßen hier auf das tiefste Geheimnis des Gebetes.

Wir wissen ja doch, zu wem wir sagen »Dein Wille geschehe«, wenn wir Gott bitten, daß er seinen Willen verwirklichen und unseren Willen darunter beugen möchte. Diese Bitte bedeutet nicht: Ich muß mich halt fügen! Da kann man nichts machen! Nein, dieses »Ja, Herr!« ist mit fröhlichem Unterton gesprochen, denn diese Frau weiß, mit wem sie es zu tun hat. Und wenn sie »Ja« sagt, legt sie in dieses Wort ihr ganzes Vertrauen, daß er es recht macht. Denn dieses Ja ist das Ja zu Jesu Liebe, wenn auch zu seiner verborgenen Liebe, die hinter seinem Schweigen und trotz seines Vorübergehens wartet und darauf brennt, in Herrlichkeit und Beglückung hervorzubrechen und dem »Kind der Treue« sein göttliches »Wohl dir!« zuzurufen. Darum wird diese Frau nicht zurückzucken, wenn die Kreuzesnacht kommt und alle andern fliehen. Sie wird nicht irrewerden, wenn die Verfolgungen kommen, wenn der Terror regiert, wenn Gott zu alledem schweigen wird und auch in den Getreuen die Liebe zu erkalten beginnt. Sie wird auch dann wissen, daß die höheren Gedanken über der Welt gedacht und die Wege des Friedens gegangen werden. Weil die Frau den Mut hat zu diesem »Ja, Herr!«, darum kann sie nun fröhlich weiterbitten: »und doch . . .« Dieses »und doch« heißt dann genauer: Ich habe nicht verdient, daß ich zu dir gehören darf, ich habe keinen Anspruch auf dich, du kannst vorübergehen, du Heiland von Nazareth. Aber wirst du es wirklich können? Wirst du es fertigbringen, an einem Menschen vorüberzugehen, der auf

alle seine Trümpfe verzichtet, auf die Trümpfe: Lebensleistung, sittliche Makellosigkeit, ja selbst auf den Trumpf eines »großen Glaubens« — wirst du an einem Menschen vorübergehen können, der auf alle diese Trümpfe verzichtet und alles, aber auch alles von deiner Liebe und deinen reichen Händen erwartet? Wirst du das fertigbringen, du Heiland von Nazareth?

Und seht, Jesus kann es nicht! Luther hat von dieser Frau gesagt: »Das Weiblein hat Jesum gefangen in seinen eigenen Worten«; vor allem in dem Wort, daß er die Hungernden und Dürstenden und geistlich Armen liebe und daß er ein demütiges Herz nicht verachten wolle. Das Weib hat das getan, was kein Mensch je gekonnt hat: es hat den Heiland gefangen in seinen eigenen Worten. Es hat ihm »den Sack seiner Verheißungen vor die Füße geworfen« — und über diesen Sack kann der Heiland nicht steigen.

Nicht ihr großer Glaube hat gesiegt. Sondern sie hat gesiegt, weil sie den Heiland beim Wort nahm. Sie hat das Herz Gottes gegen das Schweigen Gottes siegen lassen. Darum hatte sie einen großen Glauben. Und darum wird diese Frau einmal nicht die Letzte sein im Himmelreich.

So wollen wir diese tiefe Geschichte in unser Leben hineinnehmen und an uns selber wahr machen:

Wir wollen mit diesem Herrn ringen, wie das kanaanaäische Weib mit ihm gerungen hat, auch wenn er zu schweigen scheint. Wir wollen ihn nicht lassen, er segne uns denn. Wir wollen ihm unsere leeren und

sehnsüchtigen Hände zeigen. Und er, der seinen Kindern Brot und keine Steine gibt, der einer armen Frau Gnade gab, obwohl sie keine Kirchenchristin war und von keinem Menschen beachtet wurde, dieser Herr wird auch denen Gnade geben, die nicht zu glauben wagen, daß sie Berufene und Erwählte sind, und die doch stündlich bitten:

»Ja, Herr!« und »Erbarme dich unser!«

WIE KRIEGE ICH EINEN GNÄDIGEN GOTT?

Luthers Frage »Wie kriege ich einen gnädigen Gott?« kann man sich kaum mit einer jungen Stimme gesprochen und mit einer modernen Schrift geschrieben vorstellen. Es scheint ein wenig die Atmosphäre des Schweinslederbandes und der Klosterzelle dazu zu gehören — eine respektable Atmosphäre gewiß; aber nicht die Luft, in der unser Jahrhundert atmet, die Luft des Stadions nicht und auch nicht der Brodem der Großstadt.

Wenn wir eine moderne Entsprechung zu dieser Lutherfrage bilden sollen, dann würde das wohl die Frage sein: »Wo ist Gott?« In dieser Frage fühlen wir uns verstanden. Mit ihr wird uns kein fremdes Wort und vor allem kein totes Wort in den Mund gelegt. Diese Frage kann man im Film hören und in Romanen; sie ist auch möglich in einem Café — schon darum, weil man sie ganz ohne Pathos und Predigtton aussprechen kann, genauso natürlich, wie ernsthaft Menschen auch sonst von ernsthaften Dingen zu reden pflegen.

Warum geht uns diese Frage so gut von der Hand? Einfach darum, weil sie so ganz und gar unsere eigene

Frage ist und unser innerstes Selbst »zu Worte« kommen läßt. Ob das ein geringer Reiz an dieser Frage ist? Eine kleine Überlegung hilft uns weiter: Viele Menschen haben heute Angst, zu einem kirchlichen Seelsorger zu gehen, weil sie meinen, dieser ließe in ihre Not nur irgendeine fertige »dogmatische« Formel hineinspringen, in der er gar nicht selber zu Worte käme (wie man es selbst doch tat!) und an der er im Grunde gar nicht beteiligt sei. Deshalb gehen sie lieber zu einem simplen Menschenbruder oder zu einer Menschenschwester, die sie in irgendeinem Büro oder im Eisenbahnabteil oder auf einem ihrer Wege finden. Nicht als ob die ihnen eine Patentlösung für das sagen könnten, was sie bedrückt. Sie wollen nur eine Herzensregung, ein kleines Verstehen als Antwort haben, keine »Antwort« im strengen Sinne, vor allem nichts »Fertiges«, das an sich schon fremd wirkt. Was man sich heute in aller möglichen Not und Problematik wünscht, ist der mitfühlende, vielleicht auch einmal mitfragende und der mitumgetriebene Mensch, aber nicht der Trost eines Friedens, der über und jenseits dieser Frage steht und den man nur »verkündigt« bekommen könnte. Man will keine Stimme aus dem Jenseits, sondern die in den Chor der Bedrängten und Kämpfenden einfallende Stimme des Diesseits, die Stimme des solidarischen Menschenbruders.

Deshalb bekennt man sich gerne zu dieser Frage. In ihr wird alles sichtbar und hörbar, was uns bewegt: Aus ihr klingt die Frage, wo der Sinn eines rätselhaf-

ten und grausigen Geschehens liegen möge, wo hier noch »höhere Gedanken und höhere Wege« spürbar seien. Aus dieser Frage klingt die offene, bedrängende, umtreibende Not, die ein solches Geschehen auslöst. Vielleicht klingt sogar aus ihr das Schweigen, in dem sich diese Frage — antwortlos — verlieren möchte und dessen Durchbrechung man gar nicht erwartet; denn vielleicht hat man diese Frage »Wo ist Gott?« ebenso rhetorisch verstanden — eben als eine offenbleibende, verklingende Frage! —, wie Pilatus die Frage verstand, was denn die Wahrheit sei. Wo diese Frage gestellt wird, ganz einfach nur als Frage, da spürt man die Solidarität der Unruhe und des Umgetriebenseins bei dem anderen. Er spricht dasselbe aus, was auch mich bewegt. Und das ist schon Trost und »Seelsorge« genug, auch wenn die Frage nie beantwortet und erst recht nicht dogmatisch beantwortet wird.

Warum wir uns in dieser Frage »Wo ist Gott?« so verstanden fühlen, ja, was uns recht eigentlich an ihr reizt, das ist wohl gerade dieses Offenbleiben, dieses Bedrängtsein. Die ernsthaftesten Heiden unserer Tage haben in unverkrampften Augenblicken alle eine solche Frage in den Augen, manche sogar auf den Lippen.

Nun ist es zunächst eine merkwürdige Beobachtung, daß Luthers Frage, obwohl sie doch auch eine Frage der Bedrängnis ist, einen ganz anderen Charakter besitzt: Sie will nicht als Frage verhalten, in ihr will sich auch der Mensch nicht selbst zum Ausdruck bringen und dann auf den einfallenden Chor der Menschen-

brüder warten. Nein, so merkwürdig es klingt: Die Frage Luthers ist kein Monolog des Menschen, sondern die Antwort in einem Dialog. Das erste Wort, das in diesem Dialog fiel, war die Frage Gottes, die Frage: »Adam, Mensch, wo bist du?« Und das war die Frage des Gerichts, die Frage, durch die wir gestellt werden und nun plötzlich stehenbleiben und Gott in die Augen schauen müssen.

In diesem Augenblick des Stehenbleibens weiß ich plötzlich, was ich vorher nicht wußte und auch nicht entfernt vermutete: daß es nämlich nicht schön ist, stehenbleiben zu müssen und Gott Rede zu stehen, sondern daß dies furchtbar ist. Denn genau genommen »darf« ich nicht stehenbleiben und mit ihm reden, sondern »muß« ich stehenbleiben und mit ihm reden. Und zwar ist das schrecklich wegen alles dessen, was ich vor Gott verbergen und mit den Händen hinter meinem Rücken halten muß, weil es Gott nicht sehen darf. Aber dieser Gott schaut mich so merkwürdig an, daß es mir scheint, als wäre mein Körper Glas und Gott sähe die Hand hinter meinem Rücken, die Hand mit den Heimlichkeiten, die ich in ihr halte — und die Hand ohne all das, was Gott einmal in sie legte und was ich verloren habe.

Natürlich bin ich »Adam« sehr erschrocken. Nicht nur wegen der Ausweglosigkeit dieses Dialogs, sondern vor allem aus Überraschung. Ich habe es nie für möglich gehalten, daß Gott einem so in den Weg treten könnte. Ich hielt es für eine Ausgeburt anthropomor-

pher Phantasie, daß Gott zornige Augen habe. Die Gottesfrage war mir immer interessant; ja, man wurde zuletzt selber interessant durch diese Frage. Wie konnte ich ahnen, daß nach dieser prickelnden elektrischen Spannung im Stromkreis der Gottes-»Frage« nun die Gottes-»Antwort« von einer tödlichen Hochspannung durchströmt sein sollte? (Daß das so ist, rührt wohl einfach daher, daß es bei jener Gottes-»Antwort« eben nicht um meine Antwort auf die Gottesfrage geht, sondern um Gottes eigene Antwort, um Gottes zum Stillstand zwingenden Ruf: »Hier bin ich!«)

Der erste Augenblick, in dem ich so gezwungen bin — endlich einmal gezwungen bin! —, Gott ernst zu nehmen und nicht nur immer über ihn zu reden, zu fragen, zu disputieren, dieser erste Augenblick des Ernstnehmens zeigt mir, daß ich nicht »in Freundschaft« mit Gott bin und daß er nicht mein Freund-Gott ist: einfach deshalb nicht, weil ich nicht sein Freund-Mensch bin. Warum müßte ich sonst die Hand hinter dem Rücken halten, die Hand mit dem vielen, was sie da hat und nicht mehr hat, die Hand, die schon deshalb eine Faust wider Gott ist, weil sie so vieles umkrallt und nicht loslassen kann!

Und deshalb fällt in diesem Dialog nun das zweite Wort, jenes Wort von dem gnädigen Gott, das trotz seiner Frageform doch eben schon eine Antwort ist und das man nicht versteht, wenn man die Eröffnung dieses Dialogs nicht genau im Auge behält. Nur ein flatterhafter Backfisch fängt neugierig seinen Roman

von hinten an. Wir sind aber heute weithin so flatterhaft und tun so, als ob das Schicksal mit Gott ein schlechter Roman wäre, den man hinten beginnen könnte. So fangen wir — wir säkularisierten Deuter des Christentums! — mit unserer Kritik an beim Stöhnen des Menschen, statt bei dem zu beginnen, von dem dieses Stöhnen rührt. Fangen wir so von hinten an, so meinen wir: Hier werden Menschen nicht mit sich selber fertig — aber wir — —! — und derweil werden diese Menschen in Wahrheit nicht mit Gott fertig.

Wenn wir die Frage »Wie kriege ich einen gnädigen Gott?« nur als ein Selbstgespräch, als ein Sich-selber-Aussprechen auffassen, dann ist diese Frage nur religiöse Psychopathie. Wenn wir aber sehen, wie auf der anderen Seite des Tisches noch eine andere Gestalt sitzt und daß diese Frage nur der Ausschnitt eines Gespräches ist, dem vieles vorangeht und noch mehr folgt, dann ist das todernst.

Man muß sich, um den Sinn der Luther-Frage zu verstehen, also vollkommen frei machen von dem Gedanken: Hier handelt es sich um ein besonders intensives religiöses Erlebnis, das die normale Frage »Wo ist Gott?« an intuitivem Realismus und an genialer Einfühlung in die religiöse Wirklichkeit überbietet. Nein: bei der Frage nach dem gnädigen Gott stehen wir völlig jenseits der »Gottesfrage«, wir stehen nämlich da, wo Gott nach dem Menschen fragt —: »Adam, wo bist du?« (1. Mos. 3, 9), »Saul, Saul, warum verfolgst du mich?« (Apg. 9, 4), »Wen suchet

ihr?« (Joh. 18, 4) — und nicht dort, wo der Mensch nach Gott fragt. Gewiß tut er das auch; und er fragt ja nach dem »gnädigen Gott«. Aber nun, im zweiten Akt, hat diese Frage einen ganz anderen Ton, ist sie in eine völlig andere Richtung gesprochen und von dem Gewicht des völligen Ernstfalles belastet. Die passende Illustration dieser zweiten Frage ist nicht mehr das Ausschau haltende Auge des Menschen, sondern das suchende, haltende, heischende, »uns auf uns selbst« festlegende Auge Gottes, das in die Hölle führt und wieder heraus.

Eines sehen wir an alledem: Wir dürfen uns nicht vorschnell in das Schlepptau unserer modernen Fragestellungen nehmen lassen und nicht kurzschlüssig sagen, wir hätten die Lutherfrage mit der Frage nach »Gott überhaupt« vertauscht. Nicht die Gnade Gottes sei uns zweifelhaft geworden, sondern die Größe »Gott« selber. Geraten wir in dieses Schlepptau, dann kommen wir in immer ausweglosere Verstrickungen mit uns selbst, von denen uns der Gott des Evangeliums gerade frei machen will. Wir können das auch so ausdrücken: Solange wir uns an unserem Fragen freuen, freuen wir uns an unserem Reden und an uns selber. Und dann ist die Freude am Monolog nicht mehr fern, der alle säkulare Religion bestimmt.

Wenn man es ernstlich mit Gott zu tun hat, geht es ausschließlich um ein Ruhehalten, in dem man zunächst nichts anderes tut, als hinzuhören und sich fragen zu lassen; wir machen dann die erstaunliche

Entdeckung, daß das Christentum in keiner Weise, wie wir vielleicht meinten, die Antwort auf unsere Lebensfragen ist (und also auch nicht die geradlinige Antwort auf die Frage »Wo ist Gott?«), sondern daß es uns erst die tiefsten Fragen stellt und von da aus erst richtiges Fragen lehrt. Und so ist auch die Frage nach dem »gnädigen Gott« keine Frage, mit der man anfängt, sondern sie ist die Fortgeschrittenen-Frage derer, die Gott schon in die Kur genommen hat. Ist es nicht dem reichen Jüngling genauso gegangen? (Mrk. 10): Er fragte nach seiner Seligkeit, das heißt nach der Möglichkeit, auf ewig Gemeinschaft mit Gott zu finden. Aber er erhielt keine Antwort. Vielmehr begann Jesus selber zu fragen. Und das geschah so, daß Jesus die Frage des reichen Jünglings auf ihn selbst zurückspringen ließ und ihm zeigte: Du willst ja gar nicht das Reich Gottes und pfeifst trotz deinem Ethos und Frage-Ernst auf die Gemeinschaft mit Gott. Du suchst immer nur dich, obwohl dich die Gottesfrage »ein wenig« umgetrieben und elektrisiert hat (wäre es anders, so ständest du ja nicht hier, du reicher Mann!). — Wie sagst du? Du hättest nicht dich gesucht, sondern Gott? Du hättest doch die Gebote gehalten, Vater und Mutter geehrt, den Nächsten geliebt und dich damit doch Gott unterstellt? — Ach, du reicher Mann, dann verkaufe doch einmal alles, was du hast, gib dich preis und laß dich fallen. Statuiere doch einmal ein Exempel darüber, daß du nicht dir gehören willst, sondern Gott! Aber das kannst du nicht.

Du wirst bei dir und deinen Gütern bleiben; denn du suchst eben nur dich. —

So sprang die Gottesfrage auf den reichen Jüngling zurück in dem Augenblick, wo er selbst von Gott gefragt wurde. Da wird ihm schmerzhaft deutlich, daß er trotz dieser (mit großem subjektivem Ernst gestellten) Gottesfrage gerade nicht an Gott gebunden sein und also nicht von sich selbst loskommen wollte; es wurde deutlich, daß es ihm letzten Endes nicht um Gott, sondern nur um sich selbst ging. Darum stand er traurig auf und ging ungesegnet von dannen. Er hatte eine Antwort erwartet. Und nun war er nur gefragt worden. Er war sich selbst zu gnädig, der reiche Mann, und wollte »sich selbst nicht sterben«; darum konnte ihm Gott nicht gnädig sein und ihn leben lassen. — Dann ist er zurückgegangen in seine Villa. Und vermutlich hat er dort weiter Sport getrieben mit der Frage »Wo ist Gott?«. Er brauchte so etwas wie diese Frage. Und vermutlich hat er die unter seinen Bekannten, die nach dem »gnädigen Gott« fragten, verachtet und ihnen vorgeworfen, sie seien den Augen des Nazareners zum Opfer gefallen, denen er selbst standgehalten hätte. Denn ohne diese Augen käme man doch nicht auf diese Frage! Und darin hatte er recht.

Es ist also gut, wenn wir vorsichtig werden in unseren Urteilen über Aktualität oder Inaktualität der großen Fragen der Kirche. Was einmal Ernst gewesen ist und keine Farce, ist auch heute noch Ernst und keine

Farce. Je größer aber ein Ernst ist, um so weniger liegt er auf der Straße; um so demütiger und um so hörender und um so bittender muß man werden, um ihn zu erkennen. Solange wir das Licht unserer menschlichen Bogenlampen in den Augen haben, sehen wir das ewige Firmament nicht, sondern nur unsere eigenen Gegenstände. Man muß schon im Dunkeln stehen, um es zu erkennen, und das menschliche Licht muß aus unseren Augen gewichen sein.

Wir sollen — das ist wohl der Wille Gottes — die Fragen der biblischen Menschen, der Patriarchen, Propheten, Apostel und der Reformatoren nicht zunächst unter dem Gesichtspunkt prüfen: »altmodisch« oder »modern«, sondern vielmehr unter dem Gesichtspunkt, ob wir Modernen nicht vielleicht die Lebenswirklichkeit, welche die Alten zu harten und ärgerlichen Fragen trieb, vergessen und zugeschüttet haben. Wir meinen gerne, die religiöse Wirklichkeit sei anders geworden. Wie, wenn nun wir bloß anders geworden wären? nämlich oberflächlicher, flacher, wenn auch manövrierfähiger und wendiger — so flach, daß unser Kiel das Felsenriff nicht mehr spürt, an dem das Lebenschifflein der Alten sich wund und zu Tode stieß. Aber deshalb ist das Riff doch noch da!

Wir wissen nun, welches Riff hier gemeint sein muß: die Erfahrung nämlich, daß wir nicht mit Gott in Ordnung sind, daß wir keinen Frieden mit ihm haben und darum auch keinen Frieden im Herzen; daß die Not gar nicht darin liegt, daß er der Unendliche ist und

wir die kleinen Staubkörnchen und Atome sind (müßte auch nur ein Mensch wegen dieser verschiedenen Quantitäten zittern?), sondern daß wir Feinde sind.

Der Friede Gottes aber, von dem diese Alten zugleich etwas wußten, bestand und besteht dann nicht in dem Übertäuben dieser Tatsache, sondern darin, daß Gott uns — allem zu Trotze! — sucht und daß wir aus der Kraft der Vergebung leben dürfen.

Gewiß kann die Frage nach dem gnädigen Gott heute in einem anderen Gewande auftreten. Sie kann zum Beispiel formuliert werden: »Wie bekomme ich Gemeinschaft mit Gott — trotz allem, was zwischen uns liegt?« Oder auch: »Wie komme ich aus der Unruhe, aus Zweifel und Verzweiflung zum Frieden?« Oder endlich: »Wie komme ich aus der Sicherheit, aus dem katastrophalen Mangel an jedem Zweifel und an jeder Verzweiflung zum wirklichen Frieden?« Die Formulierung der Frage nach dem »gnädigen Gott« hängt ab von der Situation, in der sie gestellt wird. Sie wird im Zeitalter der »zerknirschten Menschen«, die von der Predigt einer Gesetzes-Lehre heimgesucht sind, anders klingen als im Zeitalter der »sicher gewordenen Menschen«, in dem wir wohl gegenwärtig leben — obwohl man in solchen Urteilen vorsichtig sein soll und es von lauter Ausnahmen wimmelt. Die innere Not einer Zeit kann nicht nur im ungestillten, sondern auch im ungespürten Hunger bestehen. Der erste Fall gehört zu dem »zerknirschten«, der zweite zum »sicheren« Menschentum. Aber darum ist diese zweite nicht

weniger »Not« als die erste. »Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben!« (Ps. 39).

In welchem Gewande aber die Frage auch auftreten mag, sie wird sich immer aus der Erfahrung emporringen, daß wir es nicht mit einem »Freund-Gott« oder einem harmlosen »Allmächtigen« oder einem noch harmloseren »Unendlichen« zu tun haben, sondern daß wir es zu tun haben mit dem Gotte, der uns verneint, weil wir ihn verneinen — und der doch unser Vater sein will. Er preist sich nicht als unser Freund-Gott an; aber er will der vergebende Vater sein. Und an der Stelle, wo das geschieht, da liegt keine Decke, mit der diese Hintergründe und Felsenriffe unserer Not mit Gott zugedeckt würden, sondern da steht das Kreuz, da geht es um Blut und Tränen Gottes, da läßt er sich's »etwas kosten«. Denn er liebt uns in der Wahrheit und nicht in der Harmlosigkeit. Und diese Wahrheit ist der Abgrund. Wer diese Wirklichkeit, wenn Gott sie ihm aufreißt, sieht und ihr standhält, der mag die Lutherfrage nach dem »gnädigen Gott« neu und anders stellen, wie er nur immer mag, obwohl er gut tut, durch sie hindurchzugehen und nicht vorschnell vorüberzueilen. Wie er sie aber auch stellen mag, er wird nicht ferne sein vom Reiche Gottes.

DER SINN UNSERES LEBENS

Ich wüßte kein besseres Modell für die Frage, welchen Sinn unser Leben hat, als das Gleichnis Jesu vom verlorenen Sohn (Luk. 15, 11 ff.). Um das sichtbar zu machen, darf man freilich diese Geschichte nicht moralisch verstehen: so als ob es also um einen mißratenen Jungen ginge, der seinem Vater davonläuft — sozusagen in die Fremdenlegion, auf jeden Fall aber in die Fremde —, der dann völlig verkommt und sich im letzten Augenblick gerade noch einmal aufhängt. Diese Geschichte hat einen ganz anderen Sinn als den einer bloßen Moralpredigt, ja: sie hat sozusagen viele Sinnschichten, so daß man sie kaum ausschöpfen kann. Und ich werde auch heute nur einen einzigen dieser vielerlei Sinngehalte hervorkehren:

Da ist also ein junger Mann, der den Vater um sein Erbe bittet, um in eine unbekannte Fremde hinauszuziehen.

Warum will er denn weg?

Es braucht ja gar keine obskure Abenteuerlust zu sein, die ihn wegtreibt. Hätte der Vater ihn sonst

wohl so anstandslos ausgezahlt und ihn »mir nichts, dir nichts« davongehen lassen?

Der junge Mann ging wohl weg, um sich selbst zu finden. Damit man sich selber finden kann, muß man manchmal eigene Wege gehen. Zu Hause, in der Atmosphäre seines Elternhauses, da mußte er ja immer tun, was der Vater wollte oder was die häusliche Sitte erforderte. Da fühlte er sich abhängig. Er konnte nicht tun, was er wollte, sondern er konnte nur tun, was sich eben gehörte. Und darum gehörte er nicht sich selbst, sondern er gehörte den Gepflogenheiten und den Gesetzen seines Elternhauses. Da er außerdem nur der jüngere Bruder war, kam er erst recht nicht zu eigener Entfaltung.

Darum ging er weg, um sich selbst zu finden. Man könnte auch sagen: Er ging weg, um die Freiheit kennenzulernen. Und diese Freiheit, die ihn lockte und die ihm versprach, daß er nun einmal ganz »er selbst« sein dürfe, diese Freiheit erschien ihm als Freiheit von allen Bindungen.

Aber nun berichtet die Geschichte etwas Merkwürdiges:

Sie sagt uns nämlich, der verlorene Sohn habe all sein Gut mit unrechten Freunden, zweifelhaften Frauenspersonen und anderem üblen Gelichter vertan, sei schließlich an den Bettelstab gekommen, von allen verlassen worden und habe dann zu guter Letzt die Schweine hüten und aus dem Schweinetrog essen müssen.

Wenn also in seinem Aufbruch ein gewisser idealistischer Schwung gelegen und wenn ihn so etwas wie die Sehnsucht nach der Freiheit getrieben haben mag, so ist er bald kläglich gescheitert. Er suchte die Freiheit und sah sich sehr bald geknechtet an seine Triebe, an seinen Ehrgeiz, an die Angst vor der Einsamkeit, der gegenüber ihm jeder noch so obskure Gefährte gerade recht war; er war geknechtet an den Mammon, mit dessen Hilfe er seinen Leidenschaften frönte. Und also war er nicht frei, sondern er war auf eine neue Weise gebunden. Aber diese Bindung war schrecklicher als alles, was er einmal als häusliche Bindung beklagt hatte.

Was war passiert? Nun, ganz einfach dies, daß er ganz im Gegensatz zu dem, was er sich vorgenommen hatte, eben sich selber nicht fand, sondern daß er sich verlor. Als er sich selber suchte, da meinte er, er würde sich finden, wenn er einmal alle seine Anlagen und Gaben zur Entfaltung brächte. Tatsächlich hat er sich dann in der »freien« Fremde ja auch entfalten können. Aber was war es, was sich da als seine »geprägte Form« nun »lebend entwickelte«? War es das sogenannte bessere Ich, waren es seine idealistischen Motive, die da zum Zuge kamen? Nun, vielleicht war das alles auch dabei. Aber jedenfalls entwickelten sich bei seiner Selbstentfaltung auch die dunklen Seiten seines Wesens: Trieb, Ehrgeiz, Angst, Wollust. Indem er sich selbst entfaltete, wurde er gerade an das verknechtet, was sich da an dunklen Gewalten in ihm

meldete und sich eben mitentfaltete. So saß er schließlich im greulichsten Elend einer Tagelöhnerschaft. So war er plötzlich der letzte Knecht.

Und nun passiert die zweite Merkwürdigkeit:

Als er so im Elend des Knecht-daseins sitzt, da sehnt er sich nach der Freiheit, die er als Kind im Elternhaus genossen hatte. Nun weiß er auf einmal, daß sie wirklich Freiheit war. Ja, er weiß noch mehr: er weiß nämlich plötzlich, daß Freiheit nicht etwa Bindungslosigkeit ist (die hat sich ja gerade als Knechtschaft entlarvt), sondern daß die Freiheit nur eine besondere Weise der Bindung ist. Freiheit habe ich nur als Kind meines Vaters. Freiheit habe ich nur, wenn ich im Einklang mit meinem Ursprung lebe, wenn ich also — so heißt das dann ohne Bild — im Frieden mit Gott bin. Und als er sich dann zur Heimkehr entschließt, da ist das kein moralischer Entschluß, der ihn auf die lockende Fremde verzichten ließe, — mit Ach und Krach und mit jenem moralischen Kater, wie er solche Entschlüsse zu begleiten pflegt —, sondern da ist es eine Wende, die von zitternder Freude und vom Glanze der Hoffnung erfüllt ist.

Man wird nach allem Gesagten sicher verstehen, warum ich diese Geschichte als einen entscheidenden Beitrag zu der Frage nach dem Sinn des Lebens bezeichnet habe. Denn diesen Sinn gewinne ich ja nur, wenn ich die Erfüllung meines Lebens finde, wenn ich also das verwirkliche, wozu ich entworfen bin. Und eben darum ging es auch dem verlorenen Sohn:

Auf allen seinen Irrfahrten, die ihn zu sich selber führen sollten, mußte er merken, daß er sich gerade nicht fand, wenn er sich selber suchte, sondern daß er nur dann zu sich selber kam, wenn er zum Vater kam. Das liegt daran, daß der Mensch seinem Wesen nach eben nicht eine geprägte Form ist, die sich nur lebend zu entwickeln brauchte, die also alles an Keimanlagen in sich trüge, was dann nur zu wachsen brauchte, sondern daß er eben ein Kind Gottes ist, das sich nur dann verwirklicht, wenn es in diese Kinderschaft hineinwächst, und das sich gerade verfehlt, wenn es sich als ein isoliertes Ich und gleichsam als einen Solisten der Lebenskunst sucht und sich so betätigt.

Vielleicht haben einige, die dies lesen, schon einmal jene Bilder der Gotik gesehen, auf denen ein Mensch vor dem Hintergrunde eines goldenen Himmels steht. Dieser Hintergrund deutet das Eigentliche des Menschen an: daß er nämlich auf die Glorie Gottes bezogen ist. Heute würde man das Eigentliche eines Menschen dadurch darstellen, daß man seine individuellen Merkmale hervorhebt, daß man ihm also — natürlich nur, wenn er so etwas hat! — einen Charakterkopf gibt und daß man damit das akzentuiert, was »in« ihm ist. Das aber tun die Maler der Gotik gerade nicht: Die Gesichter sind keineswegs individualistisch gesehen; Gebärde, Stellung und Faltenwurf sind stark typisiert. Auf die individuelle Besonderheit kommt es sozusagen gar nicht an, jedenfalls nicht entscheidend. Und wenn manche Kunsthistoriker meinen, die Indi-

vidualität sei eben hier noch nicht »entdeckt«, so ist das zwar nicht falsch, aber es spricht doch nur ein Symptom und nicht den eigentlichen Grund dieser Darstellungsform an. Die Individualität ist nämlich deshalb noch nicht entdeckt, weil man das Eigentliche des Menschen nicht in seiner je besonderen Selbstentfaltung suchte, sondern weil man dieses Eigentliche darin sah, daß der Mensch auf die Glorie Gottes bezogen war.

Damit wollten jene Maler zum Ausdruck bringen, daß das Geheimnis und der Sinn des menschlichen Lebens nicht in seinen Anlagen und Eigenschaften steckt, sondern — wenn man so will: in seinen »Außen-schaften«, in seiner Beziehung nämlich zu dem, auf den hin und von dem her unser Leben ist.

Die Freiheit, wir selbst zu sein, empfangen wir nur, wenn wir frei werden für Gott. Und weil uns in Jesus Christus dieses Freisein für Gott, dieses Vater-Kind-Verhältnis geschenkt ist, darum gilt es wirklich: »Wen der Sohn freimacht, der ist recht frei.« Darum gilt auch der andere Satz: »Die Wahrheit wird euch frei machen.« Denn die Wahrheit, um die es hier geht, ist ja nicht die Richtigkeit irgendeines dogmatischen Lehrsatzes, sondern sie ist eine Tatsache unseres Lebens: daß wir nämlich in der Bindung an den Vater existieren. Nur wer Gott gefunden hat, findet sich selbst.

Dann aber ist schon dafür gesorgt, daß sich auch alles Originale und Einmalige in uns erfüllt und ver-

wirklicht, daß also unsere Individualität nicht zu kurz kommt. Denn wer in der Freiheit des Vaterhauses lebt und atmet und also Frieden hat, wird auch frei sich selbst gegenüber, weil ihn nichts mehr scheiden kann von jener Liebe, die ihn ergriffen hat, und weil er darum keine Angst mehr vor sich selbst, auch nicht vor seinen dunklen Seiten zu haben braucht. Es gibt ja nun jemanden, bei dem er geborgen ist und der ihm die Treue hält; es gibt jemanden, zu dem er so kommen darf, wie er ist.

Das Leben gelingt uns nur, wenn wir dies Leben finden. Wenn wir es aber verfehlen, gehen wir an dem vorbei, wozu wir entworfen sind. Wir mögen dann immerhin in der Welt etwas Großes werden; es mag uns nichts an äußeren Gütern mangeln, und die Menschen können den Hut tief vor uns herunterziehen; aber den Sinn unseres Lebens haben wir dann verfehlt.

Als der Vater seinen heimkehrenden Sohn in die Arme schloß, da war er nicht nur wieder daheim, da war er auch wieder »bei sich«. Aus der Ahnung heraus, daß es wirklich so sei, hat wohl der Dichter das schöne Wort gesprochen: Selig sind, die da Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen — sie sollen sich selber finden.

IN DEN TIEFEN

Brief an ein junges Mädchen aus der ersten Zeit
der Feindbesetzung nach dem Zusammenbruch 1945

Alles, was Sie schreiben, verstehe ich so sehr gut. Als ich in den schlimmsten Tagen in D. war und dort hörte, daß in einem Nachbardorf, in dem kein Pfarrer und niemand sonst war, der etwas Autorität besaß, die Frauen Schwerstes zu ertragen hatten, bin ich sofort dorthin gewandert und habe alle besucht, von denen ich es hörte. Abends sammelten sich die Frauen in der Kirche und in der Schule, wo sie mit ihren Kindern auf Strohsäcken lagen, voll irrsinniger Angst. Da habe ich ihnen Abendandachten gehalten. So gerne und so seltsam habe ich noch nie auf der Kanzel gestanden. Ich habe ihnen gesagt, wie auch das Christkind auf Heu und auf Stroh gelegen habe und daß diese Kirche nur dadurch geweiht werde. Er, der die menschliche Schande vom Tag seiner Geburt an getragen habe, sei nun mitten unter ihnen, unter den Geschändeten. Wer ihm jetzt offen sei, dürfe seine Nähe spüren, wie sonst nie in den Stunden der höchsten

geistlichen Erhebung. Die größten Stunden meines Lebens haben sich immer in solchen Augenblicken ereignet, und nicht in den Augenblicken der Theologie und meines wissenschaftlichen Amtes, das ich so unendlich liebe und in dem Gott ebenfalls überreich schenken kann.

Ich habe eine schmerzliche Freude an Ihrer unbestechlichen Ehrlichkeit gehabt: daß Sie Gott nicht loben wollen, wenn es Heuchelei wäre; daß es Ihnen keinen Trost gewährt, daran zu denken, daß auch dieses furchtbare Geschehen an Gottes Auge vorübergegangen ist und die göttliche Zensur passiert hat, ehe es Sie treffen durfte; daß Sie sich außerdem nicht suggerieren wollen, was doch nicht in Ihren Glauben hinein will: daß Ihnen jenes grausame Erlebnis »zum Besten« gedient habe.

Glauben Sie nicht, daß ich nun den Versuch machen wollte, Ihnen diese bedrängende Frage doch zu beantworten. Auch ich weiß etwas von unlösbaren Geheimnissen, die mich quälen. Und außerdem habe ich einen viel zu großen Respekt vor Ihrer Trauer und Ihrem Ernst, um Ihnen mit Spekulationen zu kommen.

Aber vielleicht darf ich Ihnen doch einmal zu einer Überprüfung der Frage raten, die Sie in Ihrem Brief stellen, ob Ihnen dies alles zum Besten gedient habe. Vielleicht will Gott gar nicht, daß wir zuerst danach fragen. Vielleicht ist es das letzte, was wir überhaupt einmal feststellen dürfen: daß uns selbst das Schlimmste zum Besten gedient habe. Vielleicht erkennen wir

das erst vom Jenseits des Jüngsten Tages her, während wir es hier unten nur glauben dürfen.

Darum müssen wir zunächst einmal ganz einfach von uns wegfragen, auch von unserer Frömmigkeit und unserm eigenen Seelenheil wegfragen.

Es könnte doch immerhin sein, daß Gott auch die Seinen in voller Absicht einmal an die Gerichte hingibt, die unser ganzes Volk getroffen haben und treffen, und daß er Sie also in jenem schrecklichsten Augenblick Ihres Lebens tief mit der Schuld unseres Volkes zusammengeschlossen hat, daß er Ihnen zurief: Ich habe es wohl gehört. Und glaube mir: Es ist in Ewigkeit nicht verloren, was du da gebeten hast. Kein Wort, das je ein Verzweifelter und ein Vertrauender zu mir emporgeschrien hat, geht in meiner Ewigkeit verloren; und du wirst dich noch einmal wundern, wie ganz anders und wieviel wunderbarer dein Stoßgebet erhört wurde. Aber: Gerade weil du eine Begnadete bist (einfach weil du mich kennst und glauben darfst), darum wollte ich dich nicht aus der Schmach deines Volkes und aus allen meinen Gerichten herausrufen und beiseite stehen lassen. Meine Frommen müssen da sein, wo meine Gerichte sind. Meine Frommen müssen da sein, wo die Heimsuchungen hereinbrechen. Oder habt ihr keinen Anteil an jener Schuld, die alle diese Gerichte provoziert hat? Darf euch der Umstand, daß ihr die speziellen Sünden eurer Zeit nicht so drastisch wie viele andere mitgetan habt, zu dem Anspruch verleiten, eine Son-

derbehandlung zu erfahren? Sollte ich die Häuser und Leiber der Meinen verschonen? Sollte ich die Gefahr, daß ihnen die Liebe inmitten der Gerichte erkalten könnte, nicht lieber auf mich nehmen als die viel größere Gefahr, daß sie in ihrer allzu ostentativen Verschonung die Liebe zu ihren schuldigen und gerichteten Brüdern und Schwestern verlieren und sich schließlich in die Brust werfen und sagen: Ich bin nicht wie diese . . .? Was meinst du denn, was es in meinen Augen bedeutet und wie hoch der Lobgesang der himmlischen Chöre anschwillt, wenn ein reines Mädchen inmitten aller schrecklichen Schändung, die ihr widerfuhr, es um ihrer schuldigen und »unreinen« Brüder und Schwestern willen lernt (einfach weil sie nun in ihrer sehr realen Schande bei ihnen stehen will und weil sie sich trotz ihres reinen Leibes und ihrer unberührten Seele nicht von ihnen distanziert), wenn sie in alledem sagen lernt: Meine Schuld, meine sehr große Schuld!? Glaubst du nicht, daß von einem so geschändeten Leibe Ströme des lebendigen Wassers ausgehen können und daß diese Leiderfahrung in meinem Reiche unerhört fruchtbar werden muß?

Wie wäre es, wenn Sie so fragen sollten und wenn Gott so mit Ihnen redete? Ich glaube jedenfalls dies: Wenn Sie so im Hinblick auf die große Gesamtschuld Ihren Schmerz verstehen lernten, wenn Sie dadurch zu einem ganz neuen Verstehen und zu einer ganz neuen Tröstungskraft aufgeweckt würden und wenn Ihnen in Ihrem ferneren Leben mancher Leidgeplagte und

mancher Schuldiggewordene anmerken würde, daß Sie selbst Unerhörtes müssen gelitten haben, dann wird Ihnen eines Tages auch jene grausige Nacht als etwas erkennbar werden, was mit der Fülle eines heimlichen Segens beladen ist (auch wenn Sie das jetzt ebenso wenig erkennen können wie ich); und dann mag es Ihnen endlich und zuletzt — nachdem es zuvor andern hat zum Guten gereichen müssen — auch selber zum Besten dienen. Gott hat Ihnen mit dieser schweren Stunde eine Aufgabe gestellt, und nun kommt alles darauf an, was Sie damit tun. Zum Grübeln hat er sie Ihnen zweifellos nicht gegeben. Auch nicht zu dem Zweck, Ihre Phantasie damit zu beunruhigen. Ich weiß, daß man die Phantasie nicht einfach unterdrücken kann. Der Wille ist hier gar nichts nütze. Aber wenn die bangen Bilder kommen, dann stellen Sie sich jenen andern Leib vor, der auch geschändet wurde, weil er sich ebenfalls in eine Schuld und in Gerichte einreihete, in die er noch ungleich weniger paßte, als etwa ein unberührtes Mädchen in ein Bordell passen würde. Und wenn Sie den Eindruck der Stille um Gott, der entsetzlichen Hilflosigkeit und Verlassenheit in jener Stunde nicht loswerden, dann spannen Sie wiederum nicht Ihren Willen an, sondern denken Sie an das Hilflos-ausgeliefert-Sein jener einsamen Gestalt am Kreuz, die rief: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« Und doch hätten Sie und ich Anlaß genug gegeben, manchmal von Gott verlassen zu werden, denn wie oft haben wir ihn

verlassen! Aber dieser Eine hat ihn nie verlassen, doch er hatte so viel Liebe, daß er sich mit verlassen ließ, als seine Brüder in die schuldvolle Gottverlassenheit stürzten.

Aber auch diese Stunde wird gewiß vom Jenseits des Jüngsten Tages aus einmal ganz anders aussehen: Es wird der »Augenblick« — mehr nicht! — gewesen sein, in dem wir verlassen waren (Jes. 54, 7) und nach dem er uns um so inniger zu sich ziehen will. Wir müssen alle in diese Tiefe gezwungen werden, aus der wir dann rufen, weil Gott hier erst mit seinem ganzen Segen zum Zuge kommen kann.

Und noch etwas möchte ich sagen: Ich hoffe, daß Ihnen einmal die große Liebe zu einem Manne entscheidend weiterhelfen wird. Das, was Sie erlebt haben, hat nichts, aber auch gar nichts mit dem zu tun, von dem ich Ihnen wünsche, daß Sie es einmal in seiner Fülle erleben möchten. Vielleicht wird dann niemand so wie Sie den Reichtum dessen ermessen können, was Gott dem Leibe geschenkt hat, weil wenige so wie Sie erfahren haben, wie dieses größte Geschenk entweiht werden und unter die Räuber fallen kann. Ihr Leben ist wahrlich voller Aufgaben, voller lohnender Aufgaben!

DER ABGRUND DER VERLASSENHEIT

*Und um die neunte Stunde schrie Jesus laut und sprach:
»Eli, Eli, lama asabthani?« das ist: »Mein Gott, mein Gott,
warum hast du mich verlassen?«*

Matthäus 27, 46

In jenen Räumen der Weltgeschichte, die für uns übersehbar sind, sind viele Märtyrer gestorben: leuchtenden Angesichts wie Stephanus, der den Himmel offen sah, als er unter dem Hagel von Steinen zusammenbrach, Lobgesänge singend wie die »Letzte am Schafott« in Gertrud von le Forts Novelle, in lächelnd überlegener Resignation wie Sokrates.

Das alles ist vergangen und ist Geschichte geworden, selbst wenn das große Beispiel wie ein Licht herüberleuchtet und im ehrenden Gedenken späterer Generationen bewahrt bleibt.

Hier aber, auf der Schädelstätte von Golgatha, ist das ganz anders: Da erbebt der Kosmos – und es ist unsere Erde, die da zu zittern beginnt; da verliert die Sonne ihren Schein – und es ist unsere Sonne, die ihr Antlitz verhüllt und das grausame Schauspiel nicht mehr sehen kann.

Und auch die andern, die in dieser Szene auf- und abtreten, sind Menschen aus unserer Welt:

Da ist der Hauptmann unter dem Kreuz, der die Hintergründe des ganzen Geschehens nicht begreift, der aber so etwas wie ein religiöser Mensch ist und der voller Erschütterung bekennen muß: Dieser Gehenkte da ist fürwahr ein frommer Mensch gewesen! Da sind die Frauen, die von der Grausamkeit dieses Schicksals angerührt sind, denen es einfach ans Herz und an das Gemüt rührt. Sie sind von der menschlichen Seite dieses Dramas überwältigt. Da sind die Würfelspieler, die mit ahnungslosen Trivialitäten eine Stunde verdösen, in der wenige Meter entfernt ihr eigenes und aller Menschen ewiges Schicksal besiegelt wird. Da sind die Sadisten, die Sensationsgierigen, die Gleichgültigen; da ist die führende Oberschicht und die Bildungswelt mit ihren vermeintlich »höheren« Gesichtspunkten und hält eben das für einen banalen Kriminalfall, worin Gott der Geschichte ihr eigentliches Thema gibt. Da sind die »existentiell« interessierten Jünger, aufgewühlt und hilflos, und da sind endlich die ewigen Mitläufer, die alles aus der Zuschauerperspektive sehen, ein bißchen religiös interessiert, aber vor allem darauf aus, daß ihre Nerven einige Vibrationen erleben, und es ist gleichgültig, ob sie durch liturgische Zeremonien im Tempel oder durch die blutige Sensation auf dem Hügel Golgatha ausgelöst werden.

Ist das alles nicht unsere Welt, was hier mitspielt, was da erbebt und neugierig, was da ergriffen und

gleichgültig ist? Der eine richtet seine Gedanken auf den, der hier als Heiland für ihn starb: Er neigt sich ihm mit dem Gebetswort: Ich will hier bei dir stehen, verachte mich doch nicht. Der andere ist ergriffen von der menschlichen Größe und Einsamkeit dieses Einen, dem man in seiner Sterbestunde ein stilles Gedenken weihen sollte, ihn treibt die Ehrfurcht vor der menschlichen Größe dieser Gestalt. Wieder ein anderer hat Schwerstes in seinem Leben ertragen müssen und fühlt sich zu dieser Gestalt hingezogen, weil sie ein Gefährtes eines äußersten Schmerzes ist. »Wunden müssen Wunden heilen.« Und auch die Würfelspieler dicht neben dem Kreuze fehlen heute nicht: Wie mancher mag in dieser Stunde behaglich frühstücken oder im Rundfunk nach irgendeinem Jazz-Rhythmus fahnden, wo doch das ungeheuerste Sterben abermals mit seiner Gegenwart nach uns greift. Wahrlich, dieses Sterben ist anders als alle Untergänge der Märtyrer. Denn das hier auf Golgatha ist nicht vergangen, da spielen wir alle mit. Und auch der Sterbende selbst ist so unendlich anders: Er legt nicht in stoischer Überlegenheit lächelnd das Kleid des Körpers ab, um aus der Erdschwere hinweg in den reineren Glast des Himmels versetzt zu werden, sondern hier wird geschrien, hilflos, verzweifelt und in der grausamsten Einsamkeit geschrien, hier sind die Schrecken eines ausweglosen Untergangs: Es muß ja schon einiges geschehen sein, ehe jemand, der in ständigem Umgang mit der Ewigkeit gelebt und geatmet hat, zu

guter Letzt schreit: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« Und also ist dieses Sterben wohl anders als alles sonstige Sterben.

Was geschieht denn hier?

Weit über die körperliche Qual der Kreuzigung hinaus, die schon grausig genug ist, leidet dieser Mann alles, was an Schmerz und Weh das Herz seines Vaters erfüllt. Wie ungeheuer muß man umdenken lernen, um dies Eine zu verstehen: daß Gott an uns leidet.

Wer als interessierter Mensch heute auf die Idee käme, einmal die Bibel durchzulesen, so wie er auch andere Bücher der Weltliteratur — einfach aus einem gewissen Bildungsverlangen — liest, täte das vielleicht mit der heimlichen Frage: Ich will einmal an einem klassischen Dokument die religiöse Sehnsucht der Menschheit studieren; ich will einmal sehen, wie weit die Menschen bei ihrem Suchen nach der letzten Wirklichkeit gekommen sind. Und gerade ein solch interessierter Leser würde bald mit Verwunderung feststellen müssen, daß das biblische Thema ihn gerade zu der umgekehrten Fragestellung nötigt, zu der Frage nämlich: Was Gott alles unternommen habe, um den Menschen zu finden und ihm zu helfen.

Kaum daß er diese Umkehrung richtig begriffen hat, muß er — sicher nicht ohne Erschauern — eine Tatsache bemerken, die der moderne Bildungsmensch vielleicht eine Tragödie Gottes nennen würde: Er sieht nämlich, wie Gott überall anklopft, wie er segnend,

richtend, heimsuchend, wie er im Wetter schrecklicher Katastrophen und durch das Geschenk reicher Lebenserfüllungen immer nur das eine will und erstrebt: daß die Menschen ihn finden und zum Frieden kommen möchten. Und immer wieder begreifen die Menschen sein Locken und Nachgehen nicht; er hat dich im Bombenkeller besucht und in der Not des Gefangenenlagers; er hat dich überleben lassen und dich mit Menschen gesegnet, die dir im entscheidenden Augenblick begegneten. Bist du nicht immer wieder über alle diese kleinen und großen Zeichen zur Tagesordnung übergegangen und hast über dem zeitlichen Tag den Anruf der Ewigkeit vergessen? So verstehen wir die göttliche Klage: »Ein Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit, eine Turteltaube, Kranich und Schwalbe merken ihre Zeit, wann sie wiederkommen sollen; aber mein Volk will das Recht des Herrn nicht wissen« (Jer. 8, 7).

Genau das meine ich, wenn ich von dem Schmerze Gottes, meintwegen auch von der »Tragödie« Gottes sprach. Jeder von uns hat schon irgendwann einmal erfahren, daß der Schmerz um einen andern Menschen, dem man nicht helfen kann, weil er sich nicht helfen lassen will, um so größer wird, je mehr man ihn liebt.

Wie groß die Qual Gottes um dich ist, kannst du nur begreifen, wenn du dir klarmachst, wie sehr du geliebt bist und in welchem Maße sich Gottes Gedanken mit dir beschäftigen.

Und nun ist es geradezu so, wie wenn dieses Leid Gottes an uns Menschen sich in Jesus Christus verdichtete — keineswegs nur in seinem Sterben. Denn Jesus von Nazareth erfährt ja das göttliche Schicksal von Anfang an. Schon als er geboren werden soll, wird seine Mutter abgewiesen, und ein Stall ist gerade gut genug für ihn. Schon als Säugling muß er auf die Flucht. Dann gehört sein ganzes Leben der einen Versicherung, der in Wort und Tat und Leiden vollzogenen Versicherung, daß Gott für uns bereit steht. Sein Leben gehört dem einen Ruf, daß wir doch darauf eingehen möchten, daß wir die Freude und die Erfüllung doch in Anspruch nähmen, die uns da bereitet ist.

Und immer wieder heißt es, daß man ihn nicht begreift, daß man ihn nicht will, daß man so weiterzumachen wünscht wie bisher und daß er nur als leidiger Störenfried verstanden wird, wo er doch den gestörten Frieden gerade herstellen möchte.

Zuletzt hörte man als das Fazit dieses Lebens die Klage: »Jerusalem, Jerusalem, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel; und ihr habt nicht gewollt!«

Und nun ist es soweit. Nun wird das Kreuz errichtet. Das ist das Ende. So scheidet Gott an den Menschen. Golgatha ist ein Schmerz in Gott.

Ich sagte vorhin, daß der Schmerz Gottes deshalb so groß sei, weil er uns so sehr liebe. Jeder, der einen

geliebten Menschen vor die Hunde gehen sieht, der es, ohne helfen zu können, mit ansehen muß, wie er Schritt für Schritt in sein Verderben rennt, weiß, daß das einem Sterben, einem Mit-Sterben gleichkommt. Denn wenn man jemanden liebt, erlebt man alles mit, und das Unglück des andern ist ein eigener Schmerz.

So ist es am Karfreitag auch mit dem Gottessohn. Er trägt die Schuld der Welt. Vielleicht klingt das so sehr dogmatisch. Man kann es aber gut verstehen — einfach als Mensch verstehen —, wenn nur das eine klar ist: Hier schlägt das Herz des Heilandes mit brennender Liebe für seine verirrtten und unglücklichen Kinder. Und weil er sie so liebt, versteht er sie. Und weil er sie versteht, leidet er alles mit durch.

Sein unendliches Verstehen macht stellvertretend alles das mit durch, was die Menschen von seinem Vater scheidet: Die Würfelspieler unter dem Kreuz, die Dirnen, die Henkersknechte, die Zöllner, die Pharisäer wissen ja gar nicht, wie verloren sie sind und in welcher schauerlichen Fremde sie stecken. Sie spielen darüber hinweg, sie vegetieren stumpfsinnig dahin oder machen sich Illusionen. Aber der Sohn Gottes weiß — gerade weil seine Liebe ihn so entsetzlich hell-sichtig macht — um die abgründige Not dieser aller. Er weiß und trägt das alles gleichsam für sie mit.

Wer von uns allen trägt denn wirklich selber seine Schuld, wer von uns hat denn überhaupt nur den Versuch gemacht, alles das, worin sein Leben nicht in Ordnung ist, seine Gier, seine Angst, seine Herzlosig-

keit gegenüber dem Nächsten, auch nur einmal in einer realistischen Selbstprüfung durchzumustern und ihm standzuhalten? Mein Gott, wir gingen ja daran zugrunde. Darum spielen und würfeln und träumen wir darüber hinweg; darum verdrängen wir das mit jener hochentwickelten Technik, über die auch der primitivste Banause verfügt.

Der Gottessohn aber sieht das alles; er sieht dich und mich in dem alles durchdringenden und alles enthüllenden Licht der Ewigkeit; er sieht alles das an uns, was wir selber nicht sehen; er umgreift mit einem einzigen Blick alle Schuld, die je begangen wurde, alle Verlorenheit, in die je ein Mensch verstrickt war.

Und er sieht das alles nicht als allwissender Diagnostiker, der fremde Krankheitsbilder betrachtet, die ihn im Grunde nichts angehen, sondern er sieht das alles wie ein Arzt, der auf dem Röntgenbild das tödliche Karzinom seines geliebten Sohnes sieht. Darum liegt das alles wie Zentnerlast auf seinem Herzen. Uns drückt es eigentlich ziemlich wenig; aber er trägt es an unserer Statt als einer, der uns liebt und uns darum besser versteht, als wir uns selbst verstehen. »Fürwahr er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen . . .« Ahnen wir jetzt, was das heißt und was auf Golgatha gelitten wurde?

Nur darum kann uns dieser Schmerzensmann vergeben. Wer wirklich vergibt, muß selber in den Zwiespalt treten. Ich kann ja auch meinem Nächsten nur dann vergeben, wenn ich mich an seine Stelle ver-

setze und wenn ich das Böse, das er mir angetan hat, an meinem eigenen Herzen durchleide, wenn ich es so erlebe, wie wenn ich es selber getan hätte. Der Satz: Alles verstehen, heißt alles verzeihen, ist barer Unsinn.

Es ist genau umgekehrt: Wenn ich meinem Nächsten vergebe, dann lerne ich ihn verstehen — so sehr verstehen, daß ich plötzlich an seiner Stelle stehe und daß mir dann klar wird: So hätte auch ich handeln können; das, was der andere mir angetan hat, das liegt auch in meinem Herzen auf der Lauer.

Welches Leiden, welche Erniedrigung liegt deshalb darin beschlossen, daß der Gottessohn unsern Zwiespalt mit Gott, daß er unsere eigene Gottverlassenheit an sich selber durchmacht! Darum dürfen wir es ihm, wirklich nur ihm!, tatsächlich glauben, daß er uns unsere Schuld vergeben hat und etwas Neues aus uns machen kann. Wir glauben ja immer nur einem Menschen, der ein Kamerad unserer Not ist. Wir gehen auch nur zu einem solchen Seelsorger, von dem wir wissen, daß er aus eigener Erfahrung und eigenem Erleiden eine Ahnung von den Abgründen hat, die in uns selber aufgebrochen sind. Und wir meiden einen Seelsorger, der psychologisch noch so bewandert, noch so lebensklug und noch so routiniert sein mag, der aber keinen eigenen Bezug zu den Dingen besitzt, die uns zu erdrücken drohen. Im Krieg hat man den Soldatenpfarrern nur dann ihre Botschaft abgenommen, wenn sie mit in den vordersten Graben

kamen und wenn sie nicht aus der Etappe einen billigen Trost herüberwinkten. Jesus kämpft hier auf Golgatha wirklich in dem vordersten Graben. Ihm ist nichts Menschliches fremd. Er versetzt sich so sehr in unsere eigene Verlorenheit hinein, oder besser und richtiger: er steckt so sehr darin, daß er an unserer, wirklich an unserer Stelle rufen und schreien muß: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? In diesem Wort ist er ganz unser Bruder. In seiner körperlichen Qual — unter irrsinnigen Schmerzen und verdurstend in der Sonnenglut einem gnadenlosen Ende entgenduldend — trägt er alle Schmerzen, die je in Krankenhäusern, auf Schlachtfeldern und auf Sterbebetten erlitten wurden, zu seinem Vater. Und nicht nur die Schmerzen selber, sondern auch jene bängste und beklemmendste Angst, der wir immer dann verfallen, wenn wir in unsern Schicksalen die Hand des Vaters nicht mehr sehen. Denn, nicht wahr, auch das Schwerste können wir ja so lange ganz gut tragen, wie wir es »annehmen« können, wie wir einen Sinn in allem sehen und wenigstens von ferne die höheren Gedanken ahnen können, die auch über dem Schlimmsten gedacht werden. Aber wenn wir keinen Sinn und keine väterliche Hand mehr sehen, dann schlägt die Finsternis über uns zusammen. Jesus wäre nicht unser Bruder, wenn er nicht auch dieses Letzte erlitten hätte und wenn er nicht auf der untersten Sohle aller Anfechtungsqualen hätte schreien müssen: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen,

das heißt doch: Ich will ja alles ertragen, alle Einsamkeit, alle physische Qual, alle Herzensangst, wenn ich nur einen Blick von dir erhasche und einen Druck deines kleinen Fingers spüre. Aber ich sehe deine Augen nicht mehr und deine Hand ist von mir abgezogen. Das ist die Hölle, so leiden zu müssen.

Manfred Hausmann hat in seiner Betrachtung über das Sigmaringer Christusbild, die den Titel trägt »Einer muß wachen«, diese stellvertretende Qual des Gottessohnes geschildert. Da liegt der Jünger Johannes schlafend an seiner Brust. Und während der Jünger schläft, friedlichen und gelösten Antlitzes, sieht Christus mit unergründlich wissendem Blick in die Welt hinaus, und dieser Blick umgreift allen Jammer der Welt: Er sieht den Schmutz und die Schande in den heimlichsten Winkeln unseres Lebens, er hört das Stöhnen der Gefolterten und von Angst Gepeinigten; er sieht auch das Leiden, das Verfolgt- und Gefressenwerden im Tierreich, er sieht die Qual in jener Welt des Kleinsten, die für menschliche Augen versteckt ist mitten in einem sonnendurchfluteten idyllischen Waldtal. Einer muß wachen und das alles sehen, während wir schlafen oder träumend und unbewegt von dem allem unsrer Wege gehen. Einer aber muß wachen und das alles auf sein Herz nehmen. Auf dem Hügel Golgatha ballt sich das alles zusammen und ruht wie eine Bergeslast auf einem einzigen Herzen. Und dieses Herz ist kein Stein, sondern ein weiches Herz, denn es liebt; und darum ruht diese Last

nicht nur auf ihm, sondern sie dringt in es ein, sie erfüllt und zerreißt es. Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen . . . Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! Ahnen wir, was das heißt, daß einer hier an unsere Stelle tritt, daß er genau dorthin tritt, wo wir stehen müßten?

Und doch und mitten in aller dieser Solidarität, erhebt er sich in majestätischer Andersartigkeit über uns alle. Wie ein Alpengipfel ragt er in Wolken-schichten hinein, die uns sein Geheimnis entziehen und uns der Ebene verhaften: Denn wie anders klingt dieses Wort: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen, in seinem Munde, wie anders klingt es, als wenn wir Menschen verzweifelt ausrufen: Wo bleibt Gott? Wie kann Gott das zulassen? Es ist ja alles Schicksal, Wahnsinn, Zufall!

Wir Menschen schreien so etwas in die Welt hinaus, denn wir brauchen Zeugen für unsere Verzweiflung. Er aber sagt es seinem Vater. Jesus sagt nicht zu den Leuten, die da um sein Kreuz herumgaffen: Gott hat mich verlassen. Ich erkläre meinen Bankerott. Meinen oft zitierten Vater im Himmel gibt es gar nicht. Ich erstatte euch eine grausame Fehlanzeige. Sondern er sagt: »Mein« Gott, mein Gott, warum hast »du« mich verlassen. Und also greift er gerade nach dem, der ihn scheinbar losgelassen hat. Also redet er zu dem, der scheinbar gar nicht hört; also rechnet er mit dem, der scheinbar nicht einmal ist.

Wer von uns hat wohl schon jemals, wenn ihm Gott entschwunden war, wenn er keinen Sinn mehr erkennen konnte, gerade zu ihm geschrien und ihm (ihm!) seine Verlassenheit geklagt? So paradox das alles ist, aber genau das hat Jesus hier getan. Und darum stürzte er nicht aus den locker gewordenen Händen Gottes ab in irgendeinen Abgrund, sondern darum stürzte er eben in diese Hände hinein. Darum konnte er schließlich sagen – konnte es aus jener hintergründigen Logik heraus, die den Geheimnissen Gottes angemessen ist –: »Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.« Die Hände Gottes waren wieder da. Genau im richtigen Augenblick waren sie da, und in der Rückschau müssen wir fragen: Waren die Hände jemals von ihm abgezogen, haben sie ihn nicht immer umgriffen und segnend über ihm geruht?

Es ist wohl so: Wir reden wohl alle viel zuviel in der dritten Person von Gott. Wir diskutieren über die religiöse Frage, über das Gottesproblem, über den Sinn des Lebens und über weltanschauliche Fragen. Jedenfalls tun wir das, wenn wir einigermaßen lebendige Menschen sind und nicht mit völliger Oberflächlichkeit im Augenblick aufgehen. In all diesen Diskussionen und Überlegungen ist Gott nur der Gegenstand von Aussagen, aber kein Du, mit dem wir sprechen. Darum kommen wir als »religiös Interessierte«, als weltanschaulich bewegte Menschen auch so erbärmlich wenig vom Fleck. Darum finden wir dabei keinen Frieden. Das erste Wort in der Heiligen Schrift, in dem in

der dritten Person von Gott gesprochen wird, ist das Wort in der Sündenfall-Geschichte. »Sollte Gott wirklich gesagt haben?« Und das war das Wort der Schlange. Wer nur in der dritten Person von Gott spricht, wer nur die religiöse Frage diskutiert, redet aus einem sehr tiefen Abgrund und aus großer Ferne. Die erste »Diskussion über Gott« wird, wie gesagt, vom Teufel ausgelöst. Das sollte zu denken geben.

Hier aber, am Kreuze, spricht einer, der in dem untersten Abgrund steckt, der gleichsam bis auf die Sohle der Hölle hinabgedrückt ist, in der zweiten Person mit seinem Vater, hier sagt einer: »Mein Gott, mein Gott« und ist in alledem plötzlich erhöht und wird an die Brust des Vaters gezogen. Das sollte auch zu denken geben.

Dieses Du, zu dem er sich durchringt, ist sein großer Triumph. Darum trägt der Gekreuzigte auf den romanischen Bildern die Königskrone und die Insignien der Majestät. Denn er ist zu Gott erhöht, weil er in der Tiefe der Verlassenheit nur dieses eine Wort sagte: Mein Gott! Er hat Gott für sich in Anspruch genommen. Und wo einer das tut, da versagt sich der Vater nicht. Darum bricht über der Golgathanacht schon das Osterlicht an.

Darum sei dies die Botschaft, die wir heute vom Hügel Golgatha mitnehmen: Hier hängt einer, auf dem unsere Last liegt und auf den wir sie sogar legen dürfen: unsere Sorge und Angst vor der Zukunft, unsere Schuld, unsere zerstörte Ehe und den vielfachen Banke-

rott, den wir im Leben erleiden, hier hängt einer, der alles das trägt, was wir nicht aushalten können, und der auch alles das weiß, was wir nicht zu wissen wagen. Und hier hängt zugleich einer, der für uns den Weg zum Herzen des Vaters freigekämpft, nein, der ihn freigebetet hat. Und wenn ich gar nicht mehr ein noch aus weiß, wenn mich die feindliche Macht meines Gewissens umlagert und verklagt, wenn ich von Krankheit und Unglück geschlagen, wenn ich von allen Menschen verlassen bin und jede göttliche Hand und jeder höhere Gedanke meinem Blickfeld entschwindet, dann soll ich getrost das nachzusprechen wagen, was der sterbende Heiland in seiner letzten Qual auszurufen gewagt hat: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Und indem ich das sage, werden die ewigen Hände zur Stelle sein, denen ich mich anvertrauen darf und aus denen ich alles nehmen kann, und werden tröstende Engel kommen und mich geleiten. Denn die Bahn ist gebrochen und einer ist mir vorangegangen. Darum ist die Nacht des Karfreitags erfüllt von dem Osterjubel, der freilich nur in dieser Nacht und nur auf dieser Schädelstätte zu haben ist:

»Ich hang und bleib auch hangen
an Christo als ein Glied;
wo mein Haupt durch ist gangen,
da nimmt es mich auch mit.
Er reißet durch den Tod,
durch Welt, durch Sünd, durch Not,

er reißet durch die Höll,
ich bin stets sein Gesell.«

Aber ehe ich dies singen und ehe ich so loben darf, muß ich zuvor über den Hügel Golgatha und zu dem Mann der Schmerzen, zu dem Mann meiner Schmerzen sprechen: Ich will hier bei dir stehen, verachte mich doch nicht!

WEM DIE LETZTE STUNDE GEHÖRT . . .

Vor einiger Zeit wurden, in ähnlicher Weise wie bei dem bekannten Gallup-Verfahren, eine Anzahl Fragen an vorwiegend junge Menschen, im wesentlichen Studenten, gerichtet. Eine dieser Fragen lautete: »Mit welcher Grundempfindung stehen Sie dem Leben gegenüber?« Sechzig Prozent von allen antworteten in erschütternder Eindeutigkeit: »Mit Angst«. Wie kommen Menschen, die in keiner Weise einen ängstlichen oder gedrückten Eindruck machen, dazu, eine derart befremdliche Antwort zu geben?

Wenn man feststellen will, ob ein Mensch Angst hat, oder besser: ob er ängstlich ist, so wird man geneigt sein, seine Stellung in der Lebensgefahr, also angesichts des Todes, zu erkunden. Versucht man, mit diesem Mittel die Richtigkeit jener Rundfrage zu kontrollieren, so wird man sehr schnell an einen toten Punkt kommen. Denn man wird von unserer Generation nicht sagen können, daß sie dem Tode gegenüber besonders furchtsam sei. Ich verzichte darauf, Beispiele aus dem Kriege, insbesondere aus dem Bombenkrieg, anzuführen, aus denen das klar hervorgeht. Man hat

gelegentlich mit Erstaunen vermerkt, daß die Furchtlosigkeit gegenüber dem Tode keineswegs durch so etwas wie einen »religiösen Halt« zustande zu kommen brauche, sondern daß religiös gleichgültige oder atheistische und nihilistische Menschen eine betonte Kaltblütigkeit in der Lebensgefahr, ja daß sie eine idealistische Todesbereitschaft besitzen können. Wenn man beobachtete, daß gerade bolschewistische Soldaten mehr Angst vor körperlichen Schmerzen als vor dem Tode hatten, so zeigte sich hier wohl die erstaunlichste Überwindung der Todesfurcht — und das ausgerechnet in Bezirken, die der Tröstung und des Haltes der Religion völlig zu entbehren scheinen.

Aber vielleicht ist es doch falsch gesagt, wenn ich in diesem Zusammenhang von »Überwindung« der Todesfurcht sprach. Es war hier offenbar gar keine Todesfurcht zu überwinden, weil es sie überhaupt nicht gab. Die Angst vor dem Tode besaß gar keinen echten Gegner, der zu überwinden gewesen wäre. Die Schrecken des Jenseits sind aus der nihilistischen Lebenslandschaft verbannt. Außerdem ist hier das Sterben keine umstürzende Katastrophe mehr: Man hat gleichsam keinen Geist mehr aufzugeben und keine Seele mehr zu verlieren.

Jedenfalls wird man nicht sagen dürfen, daß die Todesfurcht in unserer Generation besonders populär wäre. Und sicher ist deshalb die Antwort, daß das Grundgefühl dem Leben gegenüber Angst sei, nicht im Sinne

einer Angst vor dem Tode zu verstehen. Was ist es aber dann?

Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß sich in jener Antwort statt der Angst vor dem Tode die Angst vor dem Leben ausspricht. Wenn der mittelalterliche Mönch Luther von Schuldangst gegenüber dem göttlichen Richter erfüllt war und wenn sich ihm dabei die Frage entrang: »Wie kriege ich einen gnädigen Gott?«, so sind die heutigen Menschen von Schicksalsangst geschüttelt, von Angst vor den ungeheuren und abgründigen Möglichkeiten, die das Leben birgt. Dort, wo einst der Richtergott stand, ist ein Vakuum, ein leerer Fleck. Vielleicht ist es eben dies Nichts, das den schrecklichen *horror vacui*, die Angst vor dem Leeren, in uns erregt. Vielleicht fragt man statt der Frage Luthers: »Wie kriege ich einen gnädigen Gott?« gerade noch: Wo bleibt Gott? Wo bleibt er angesichts des Massensterbens der Kriege, wo bleibt er angesichts der bedrohlichen Entwicklung der Technik, die mit eigengesetzlicher Wucht den Weg der Zerstörung und des Endes aller Dinge zu gehen scheint? An der Stelle von Schuld und Gericht steht jedenfalls heute ein anderes Begriffspaar: Angst und Schicksal. Diese Angst ist die heimliche Wunde des heutigen Menschen.

Um das Wesen dieser Angst zu verstehen, wird es sich empfehlen, einmal die sprachliche Wurzel dieses Wortes zu bedenken: Angst kommt her vom lateinischen Wort *angustiae*, das die Enge des Atemraums und eben jene Beklemmung anzeigt, wie sie sich im Maximal-

zustand der Angst etwa bei der angina pectoris verrät. Charakteristisch ist dabei, daß der Begriff Angst auf einen Zustand deutet, in dem die Frage, was mich ängstet, zurücktritt oder gar nicht erscheint. Zum Wesen der Angst gehört die Unbestimmtheit der Bedrohung. Wenn ich von Furcht spreche, dann meine ich immer etwas ganz Bestimmtes: Ich fürchte, daß ein Spaziergang verregnet, und zwar auf Grund ganz bestimmter Wind- und Barometerverhältnisse. Ich fürchte eine politische Komplikation, und zwar wiederum auf Grund ganz bestimmter Beobachtungen, auf Grund präziser Vorgänge.

Der Erreger der Angst dagegen ist das Unbestimmte, genau wie bei der Langeweile. Man spricht darum von dem Es, das mich ängstet: Es ängstet mich, es langweilt mich.

Man würde aber das Geheimnis der Angst noch nicht tief genug erfaßt haben, wenn man sie nur als individuelle Bedrängnis verstünde. Es geht nicht nur um meinen persönlichen Atemraum, in dem ich mich durch jenes geheimnisvolle Es bedrängt fühle, sondern es geht um den überpersönlichen Atemraum der Welt. Man mag dabei, um das zu verstehen, an das Bild von der Midgardschlange aus der germanischen Mythologie denken: Hinter dem Horizont der Welt ringelt sich um den Erdkreis die große Schlange, in deren Umstrickung wir mitteninne sind. Die ganze Welt ist von dem Unheimlichen umschlossen. Der Schatten und der Schrecken dieses dunklen Es lastet

auf allem, auch auf den Freuden und Festen, die man in dieser so schrecklich umschlungenen Welt feiern mag. Hier erst tritt der ganze Schrecken der Angst zutage. Solange ich bloße Furcht habe, das heißt, solange ich etwas Bestimmtes befürchte, habe ich zugleich auch immer Hoffnungen: Ich fürchte, den Krebs zu haben, aber vielleicht ist es nur eine harmlose Geschwulst, vielleicht gibt es auch eine unerwartete Heilungsaussicht. Das alles ist im ängstenden Banne der Midgardschlange anders. Hier ist die Welt in ihrer Ganzheit, mitsamt allen Befürchtungen und Hoffnungen, in Frage gestellt, und selbst über den Göttern, zu denen man fleht, selbst über den Mächten der Hoffnung also, lastet der Schatten der Götterdämmerung. In den großen Katastrophenzeiten zieht die Schlange ihre Umstrickung sozusagen an.

Woher rührt nun diese Angst, gerade beim heutigen Menschen? Ich möchte den Grund der Angst hier nicht theoretisch erarbeiten, sondern ich bitte, die Sätze einer berühmten Vision auf sich wirken zu lassen, in denen dieser Grund der Angst erschreckend und zugleich tröstlich enthüllt wird: Ich meine »Die Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei« von Jean Paul. Jean Paul träumt hier, es gebe keinen Gott. Christus selbst bekenne in einer erschütternden Predigt, er habe sich geirrt, es gebe keinen Vater, wir seien alle miteinander Waisen.

Der Dichter sieht sich auf einen Friedhof versetzt. Ein Toter, der in der Halle aufgebahrt war, hob die Hände

empor und faltete sie zu einem Gebete: aber »die Arme verlängerten sich und löseten sich ab und die Hände fielen gefaltet hinweg. Oben am Kirchengewölbe stand das Zifferblatt der Ewigkeit, auf dem keine Zahl erschien und das sein eigener Zeiger war, nur ein schwarzer Finger zeigte darauf, und die Toten wollten die Zeit darauf sehen.

Jetzt sank eine hohe, edle Gestalt mit einem unvergänglichen Schmerz aus der Höhe auf den Altar hernieder, und alle Toten riefen: »Christus! Ist kein Gott?« Er antwortete: »Es ist keiner.«

... Christus fuhr fort: »Ich ging durch die Welten, ich stieg in die Sonnen und flog mit den Milchstraßen durch die Wüsten des Himmels, aber es ist kein Gott. Ich stieg herab, so weit das Sein seine Schatten wirft, und schauete in den Abgrund und rief: »Vater, wo bist du?« Aber ich hörte nur den ewigen Sturm, den niemand regiert, und der schimmernde Regenbogen aus Westen stand ohne eine Sonne, die ihn schuf, über dem Abgrund und tropfte hinunter. Und als ich aufblickte zur unermeßlichen Welt nach dem göttlichen Auge, starrte sie mich mit einer leeren, bodenlosen Augenhöhle an, und die Ewigkeit lag auf dem Chaos und zernagte es und wiederkäute sich. — Schreiet fort Mißtöne, zerschreiet die Schatten, denn er ist nicht!« Die Vision fährt fort:

»... Da kamen, schrecklich für das Herz, die gestorbenen Kinder, die im Gottesacker erwacht waren, in den Tempel und warfen sich vor die hohe Gestalt

am Altare und sagten: ›Jesus! Haben wir keinen Vater?‹ — Und er antwortete mit strömenden Tränen: ›Wir sind alle Waisen, ich und ihr, wir sind ohne Vater.« . . .

»Starres, stummes Nichts! Kalte, ewige Notwendigkeit! Wahnsinniger Zufall! Kennt ihr das unter euch? Wann zerschlagt ihr das Gebäude und mich? . . . Wie ist jeder so allein in der weiten Leichengruft des Alles! Ich bin nur neben mir — o Vater! o Vater! Wo ist deine unendliche Brust, daß ich an ihr ruhe? — Ach, wenn jedes Ich sein eigener Vater und Schöpfer ist, warum kann es nicht auch sein eigener Würgeengel sein? . . .«

Hier sind alle Momente, die wir als wesentlich für die Angst erkannt haben, gekennzeichnet: Die Angst angesichts der endlosen Leere, des schweigenden Nichts, die entsetzliche Regielosigkeit einer vaterlosen Welt. — Das Entsetzliche an dieser Situation ist also dies: Die Menschen sind hoffnungslos unter sich. Es fehlen die letzten Bindungen. Darum ist, wie Dostojewskij sagt, alles erlaubt, darum ist der Mensch dem Menschen unheimlich. So ergibt sich jene Situation, wie sie Sartre in seinem Drama »Hinter verschlossenen Türen« schildert: Die Hölle besteht darin, daß die Menschen unter sich sind, gegenseitig prallen, sich quälen, um Macht und um Sicherung kämpfen. Und alles das führt zu nichts, weil der Welt ihr schlagendes Herz genommen ist und weil sie nun kein Ziel und keinen Grund mehr hat.

Es wäre verwunderlich, wenn der Mensch nicht alles täte, um sich aus dieser Angst zu befreien. Wie er das versucht, kommt eindrücklich in Ernst Jüngers Essay »Der Mann im Mond« zum Ausdruck. »Hinsichtlich eines Sinnes — das heißt, hinsichtlich einer erkennbaren Ordnung in der Geschichte — ist mein Dasein hoffnungslos (und also beängstigend) wie sonst keins auf der Erde. Ich — als Mann auf dem Mond — könnte nirgendwohin den Sinn verlegen (ich befinde mich ja in einer eisigen Mondlandschaft mit ihren Kratern). Seit ich es aufgegeben habe, über den Sinn meines Lebens zu grübeln, befinde ich mich ganz leidlich.« Man versucht also über die Angst nicht in der Weise hinwegzukommen, daß man etwa in faustischer Weise doch noch einen Sinn zu gewinnen sucht, sondern so, daß man die Sinnfrage ignoriert, daß man fraglos in den Tag hineinlebt, daß man gleichsam vegetiert.

Von der Lebensangst, von der Sinnlosigkeit erlöst man sich nicht dadurch, daß man die Frage nach Sinn und Halt immer aufs neue stellt, sondern indem man sie nicht mehr stellt, indem man gleichsam aufhört, ein Mensch zu sein, indem man sich anonym macht, indem man sich in der Masse verdampfen läßt oder nur noch ausführendes Organ von Vorgängen und Funktionen wird, deren Zweck und Ziel einen nichts mehr angehen. Hier könnte man Ruhe finden. Es ist der trügerische Friede eines technischen Nirwana, der Friede der Selbstaufgabe, die Flucht in den Vordergrund und auf die Oberfläche. Das alles tritt uns im heutigen

Lebensstil überwältigend entgegen. Und es gibt wenige Erscheinungen im heutigen Leben, die nicht diese Signatur der Lebensangst und der Flucht davor an der Stirn trügen.

Damit stehen wir vor der Frage, ob es nicht eine echte Überwindung dieser Angst statt jener trügerischen »Umgehung« geben könne.

Der Christ kann von dieser Überwindung nicht sprechen, ohne jener Gestalt zu gedenken, die von sich gesagt hat: »In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.« Freilich muß man, sofern nicht eine leere Erbaulichkeit triumphieren soll, sofort hinzusetzen, was dieser Satz bedeutet. Er will zunächst sagen, daß durch diese Gestalt die Mächte der Schuld, des Leides und des Todes besiegt sind. Vielleicht ist es eine verhängnisvolle Einseitigkeit der christlichen Kirchen, daß Christus weithin nur im Zusammenhang mit der Überwindung der Schuld, mit Vergebung und Rechtfertigung gesehen wird. Viele Menschen glauben — ob mit Recht oder Unrecht, sei hier nicht erwogen — sich hier in ihrer innersten Lebensproblematik nicht verstanden. Im Neuen Testament ist aber nicht nur von der Schuld, sondern auch von Leid und Tod die Rede. Leid und Tod aber sind die Mächte der Angst, weil sie die Bedrohung durch das Sinnlose repräsentieren. Am Leide entsteht immer die Frage, ob Glück und Schmerz nicht in sinnloser Wahllosigkeit verteilt würden, ob unser Leben nicht eine ungesteuerte Fahrt ins Leere sei. Man denke nur

an die Verzweiflung Hiobs. Auch der Tod hat etwas mit dem Gespenst der Sinnlosigkeit zu tun: Der Verteilungsschlüssel für Lohn und Strafe, Glück und Unglück wird uns diesseits der Todesgrenze nicht bekannt. Wahrscheinlich gibt es ihn gar nicht, sondern alles ist sinnlos. »Darum laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot.« Essen und Trinken bedeuten hier die Betäubung der Lebensangst.

Das Überraschende der biblischen Botschaft ist nun dies: Sie sieht das Gegenteil von Furcht und Angst in der Liebe. »Furcht« — man könnte hier genauso gut sagen: Angst — »ist nicht in der Liebe«, heißt es in den Johannesbriefen. Das ist deshalb überraschend, weil hier nicht (wie man erwarten sollte) Haltung, Tapferkeit und Heroismus gegen die Angst ausgespielt werden. Das alles ist ja nur verdrängte, nicht aber überwundene Angst. Sondern die positive Macht, die die Angst überwindet, ist die Liebe. Was damit gemeint ist, verstehen wir nur, wenn wir die Angst in ihrer letzten Wurzel begriffen haben, so wie wir sie herauszuarbeiten versuchten: daß nämlich Angst gestörte Bindung und daß die Liebe die wiedergewonnene Bindung ist. Wer durch Christus erkennt, daß es einen väterlichen Weltgrund gibt und daß er geliebt ist, der verliert die Angst. Er verliert sie nicht etwa deshalb, weil es jene bedrängenden Mächte nicht mehr gäbe. Auf dem Bilde Dürers »Ritter, Tod und Teufel« lauern sie alle noch am Wege. Aber sie haben keine Macht mehr über ihn. Wenn man ein Gleichnis will — in den

letzten Fragen muß man ganz schlicht reden — so könnte man sagen: Wenn ich an der Hand des Vaters gehe, wenn ich dieser Hand gewiß bin, habe ich auch im dunkelsten Wald keine Angst mehr.

Auch Christus selbst steht vor den beklemmenden Rätseln des Lebens, und das letzte Kreuzeswort ist nach dem ältesten Bericht der Angstschrei: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« Aber es ist eben charakteristisch, daß er diesen Verzweiflungsruf nicht in die Nacht von Golgatha hineinruft, die ihn mit ihrer Sinnlosigkeit verschlingt, sondern daß er seinen Vater dabei anredet: »Mein Gott...«, daß er sozusagen die Hand des Vaters in der seinen festhält. Er bringt die Angst zum Vater. Er hat sie ein für allemal dorthin gebracht. Wer Angst hat und um Christus weiß, darf zunächst dessen gewiß sein: Ich bin mit meiner Angst nicht allein, sondern er hat sie auch durchlitten. Der Gläubige darf ferner wissen, daß Christus das Ziel der Geschichte ist. Von diesem Einen hat die älteste Gemeinde bekannt, daß er nicht gegangen sei, sondern daß er wiederkommen werde. Damit entsteht ein ganz neues Verhältnis zur Zukunft: Sie ist nicht mehr die vernebelte Landschaft, in die ich angsterfüllt Ausschau halte, weil sich dunkle Fährnisse dort gegen mich zusammenbrauen. Nein, es ist alles ganz anders: Wir wissen nicht, was kommt, aber wir wissen, wer kommt. Und wem die letzte Stunde gehört, der braucht die nächste Minute nicht zu fürchten.

INHALTSÜBERSICHT

| | |
|-------------------------------------|-----|
| Vorwort | 5 |
| Glaube und Zweifel | 9 |
| Katastrophen | 17 |
| Warum? | 33 |
| Die beständige Christusfrage | 50 |
| Das Schweigen Gottes | 67 |
| Wie kriege ich einen gnädigen Gott? | 85 |
| Der Sinn unseres Lebens | 97 |
| In den Tiefen | 104 |
| Der Abgrund der Verlassenheit | 110 |
| Wem die letzte Stunde gehört ... | 126 |

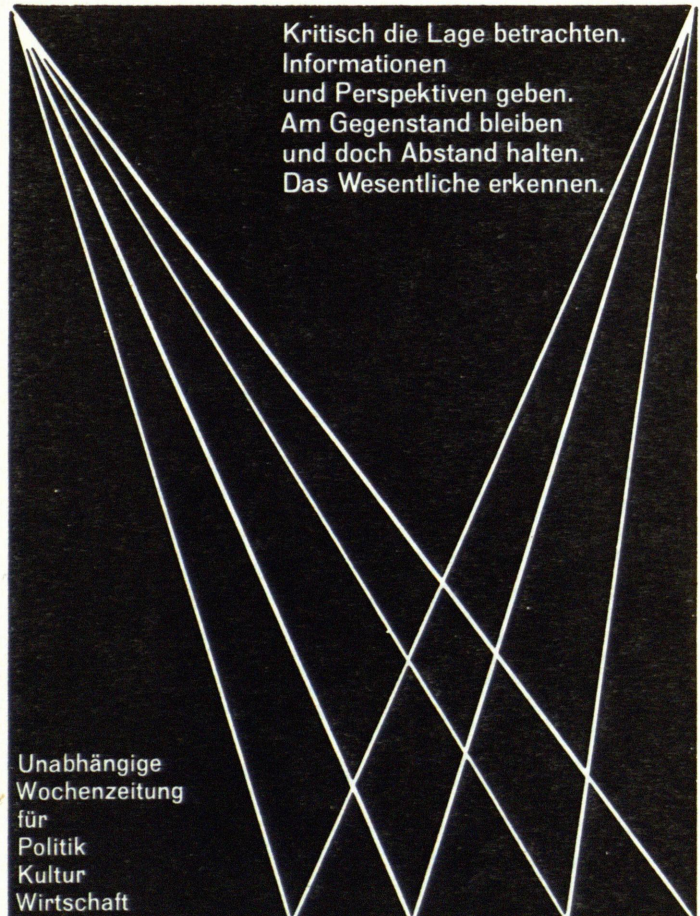
Die STUNDENBÜCHER wollen sowohl der Daseinsorientierung wie der Besinnung, Meditation und geistlichen Übung dienen. In solchem wechselweisen Zusammenwirken möchten sie dem Menschen von heute dabei helfen, Christ zu sein in einer gewandelten Welt. Bisher sind erschienen:

- | | |
|---|---|
| 1 HANNS LILJE Atheismus – Humanismus – Christentum <i>Der Kampf um das Menschen- bild unserer Zeit</i> | 9 PAUL TILLICH Die verlorene Dimension <i>Not und Hoffnung unserer Zeit</i> |
| 2 HANS-RUDOLF MÜLLER- SCHWEFE Welt ohne Väter <i>Gedanken eines Christen zur Krise der Autorität</i> | 10 PAUL SCHÜTZ Charisma Hoffnung <i>Von der Zukunft der Welt</i> |
| 3 ROLF RENDTORFF Gottes Geschichte <i>Der Anfang unseres Weges im Alten Testament</i> | 11 Eigentumsbildung in sozialer Verantwortung <i>Der Text der Denkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland, erläutert von Eberhard Müller</i> |
| 4 DIETRICH BONHOEFFER <u>Wer ist und wer war Jesus Christus?</u> <i>Seine Geschichte und sein Geheimnis</i> | 12 SÖREN KIERKEGAARD Der Pfahl im Fleisch <i>Neu übertragen und kommentiert von Anna Paulsen</i> |
| 5 ADOLF KÖBERLE Leben aus Gott <i>Von der Einübung im Christentum</i> | 13 JOHANNES PFEIFFER Stufen des Lesens <i>Von der Zeitung zur Bibel</i> |
| 6 KURT HUTTEN Die Glaubenswelt des Sektierers <i>Anspruch und Tragödie</i> | 14 ERICH SCHICK Seelsorge an der eigenen Seele <i>Geistliche Lebensregeln zur inneren Ordnung</i> |
| 7 HANS GÖDAN Die Ehe in der Zerrei- probe <i>Ihre Bedrohung und Bewahrung</i> | 15 ULRICH WILCKENS Gottes Offenbarung <i>Ein Weg durch das Neue Testament</i> |
| 8 HELMUT THIELICKE Das Schweigen Gottes <i>Fragen von heute an das Evangelium</i> | 16 HANS-JOACHIM KRAUS Begegnung mit dem Judentum <i>Das Erbe Israels und die Christenheit</i> |

- 17 HEINRICH BORNKAMM
Das bleibende Recht der
Reformation
*Grundregeln und Grundfragen
evangelischen Glaubens*
- 18 HERMANN RINGELING
Der Christ im Kampf ums
Dasein
*Darwinismus und christlicher
Glaube heute*
- 19 WERNER STEINJAN
Der Mensch im Sozialstaat
*Versorgung und Verant-
wortung*
- 20 MARTIN JARRETT-KERR
Lust und Ewigkeit
*Religiöse Perspektiven bei
D. H. Lawrence · Mit einem
Vorwort von T. S. Eliot*
- 21 ECKART HEIMENDAHL
Weltraumzeit
Der alte und der neue Himmel
- 22 GERD HEINZ-MOHR
Jetzt und in der Stunde
unseres Todes
*Lebens- und Sterbensweisung
für den Christen*
- 23 WOLF-DIETER MARSCH
Hoffen worauf?
*Auseinandersetzung mit
Ernst Bloch*
- 24 KARL JASPERS
HEINZ ZAHRNT
Philosophie und Offen-
barungsglaube
Ein Zwiegespräch
- 25 HANNS LILJE
Im finstern Tal
*Rechenschaft einer Haft
(Sonderband)*
- 26 Go Down Moses
100 Spirituals und Gospel
Songs
*Originaltext und deutsche
Fassung, übertragen und ein-
geleitet von Kurt Heinrich
Hansen (Sonderband)*
- 27 RALF LUTHER
Neutestamentliches
Wörterbuch
*Eine Einführung in Sprache
und Sinn der urchristlichen
Schriften (Sonderband)*
- 28 EBERHARD MÜLLER
Gespräch über den
Glauben
*Informationen über die
Bedeutung der christlichen
Glaubenssätze (Sonderband)*
- 29 Christ und Eigentum
*Ein Symposionband mit Bei-
trägen von Konrad Stopp ·
Gerhard Wendland · Hart-
mut Weber · Günter Brakel-
mann · Peter Heyde*
- 30 Ehe und Ehescheidung
*Ein Symposionband mit Bei-
trägen von Erwin Wilkens ·
Wenzel Lohff · Kurt Wüsten-
berg · Jochen Fischer · Hans
Dombois · Gerhard Koch*
- 31 Der homosexuelle Nächste
*Ein Symposionband mit Bei-
trägen von Adolf Köberle
A. L. Janse de Jonge · S. J.
Ridderbos · Hans-Joachim
Schoeps · M. Zeegers · H. Bian-
chi · Herbert Ernst Müller ·
Friedrich Franz Reinhard ·
Willhart Siegmarsch Schlegel*

Die Reihe wird fortgesetzt

FURCHE-VERLAG HAMBURG



Kritisch die Lage betrachten.
Informationen
und Perspektiven geben.
Am Gegenstand bleiben
und doch Abstand halten.
Das Wesentliche erkennen.

Unabhängige
Wochenzeitung
für
Politik
Kultur
Wirtschaft

SONNTAGS BLATT

Auflage
150 000
Verlagsort
Hamburg

Der Andacht und Betrachtung haben im Mittelalter die »Stundenbücher« gedient. Die Bände dieser Reihe möchten den altherwürdigen Namen auf eine zeitgemäße Art aufgreifen und erneuern. Wir bedürfen heute praktischer Hilfen zur Seelsorge an der eigenen Seele und zum rechten Weltverständnis. Die STUNDENBÜCHER wollen darum in der Mühe und Hast des modernen Alltags den Leser »auf eine Stunde« durch Meditation zu christlicher Besinnung führen oder durch klare Stellungnahme und gewissenhafte Information ihm eine entschiedene Haltung zu Problemen der Gegenwart vermitteln.

Stundenbücher



Helmut Thielicke, weithin bekannt durch gewichtige Werke auf dem Gebiet der systematischen Theologie wie durch seine zupackende Stellungnahme zu Gegenwartsfragen, hat sich auch als Prediger und Ausleger der biblischen Botschaft durch die Kraft seines anschaulichen Wortes die Dankbarkeit unzähliger Hörer und Leser gewonnen. Die in diesem Band vereinigten Betrachtungen kreisen um die elementaren Fragen, die in Krisenstunden des Lebens aufbrechen, und um die fundamentalen Wahrheiten biblischer Antwort, die unser Leben als tröstende und haltende Mächte zu tragen vermögen.